

Julius Nisle gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K.A. in Nürnberg

DER KANARIENVOGEL.

Gesammelte Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zweites Bändchen.

Zweite unveränderte Auflage.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1858.

Der Kanarienvogel.

1.

Die Familie Erlau.

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt, und eine Menge adeliger Familien in das tiefste Elend versetzt wurde, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlin, eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beiden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und

ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann aber suchte sie durch Veredlung der Bewohner zu einem Paradiese zu machen.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bei, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wann sie ihre Kinder, die durch diese zerrüttete Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wann dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu,

und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ nicht, ihnen auch Dasjenige beizubringen, was zur Zierde gehört, und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter Anderm vortrefflich Klavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlin, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierspielen und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beisammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahrszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwei Kinder verfaßt, eine leichte, gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Klavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die

Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!“ Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Liedchen:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut!
Ist unser Gott!

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht?
Gott winkt — entfloh'n
Ist ihre Macht.

Und wenn auch bricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf Ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja," sprach sie, „Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer seyn." — —

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen; ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freiheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hereinhängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hän :; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beiden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen, ja nur

noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabei. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und lautjammernd umschlang und die Kinder sich um seine Knie klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Armsessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle, fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder," sprach sie, „das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Besten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr, dein Wille geschehe!"

2.

Die Mutter auf der Flucht.

Die unglückliche Frau versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls; sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drei Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert, und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr hineingelassen, und ging traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn niemand wußte ihr zu sagen, wo sie

wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener, und sprach zu ihr: „Liebe, gute gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreiender Ungerechtigkeit und Grausamkeit, von Unterdrückung unter dem Scheine der Freiheit, entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für Sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit mir dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann mit ihren Kindern sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben.“

Sie kam in das Haus des guten Richards, das unten im Dorfe stand. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das

arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bei Sinnen, und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke," sagte er, „wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken."

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bei dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein Paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens: „Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben."

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen beide heilig für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre sie ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen," sagte Richard. „Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich, zu

entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr, und kann nicht nur Ihnen, beste gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — ist bei Todesstrafe verboten."

„Nun denn, du liebe, holde Lina," sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter, „wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Namen gehen. Lebe wohl, liebster Engel, zieh' hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thräne mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden."

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bei der Hand, und sagte: „Sey froh, liebe Lina, du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O, wie gern ging ich mit dir!"

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, sey sie denn zum Opfer gebracht, und Deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!" Sie schwieg einige Augenblicke — stand dann schnell auf — küßte Lina —

nahm Karl bei der Hand — und eilte zitternd und bebend ohne umzusehen zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß," sagte endlich der alte Mann leise, „sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bei einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt Alles, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens."

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers. Sie traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düstern Oellichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hülfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerin der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genossen sie etwas Weniges.

Nun kamen die zwei Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken, und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand, und das kleine armselige Fahrzeug erblickte, das kaum stark genug war, zwei Personen zu tragen. Sie zitterte, als sie nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr aber Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: „Gott wird uns hinüber helfen.“

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bei der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bei — ohne zu sagen, daß sie von ihm seyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O meine liebe, gnädige Frau!“ sagte er. „Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiter für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage

erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten gnädigen Herrn zu retten. Ich werde Alles versuchen." — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knien und Gott bitten," sagte er, „daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Botschaft bringt, sie seyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte ihnen von ihrem lieben Gemahl und ihrer geliebten Tochter noch einmal die nämliche frohe Nachricht bringen!"

3.

Der ehrliche Tyroler.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleiben. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert; und überdies rückte der Kriegsschauplatz

immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rheine hin, der Schweiz zu. Ihre Baarschaft schmolz sehr zusamm . Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehrerem vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen des Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäck trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weitüberhangenden Felsen, lagen einige niedrige, hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlaß, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwei Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon Alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe und

sagte: „Dies ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will.“ Frau von Erlau seufzte, und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeigen, in seiner grauen Sonntagsjacke, nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' dich Gott, gnädige Frau,“ sagte er; „es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können.“

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau, und sagte: „Grüß' dich Gott, du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig: du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bei uns gibt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel.“

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwei Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem Paar Stühlen von Tannenholz, und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenzu war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer Einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdies hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerin kam eilig herein, und sagte, der Herr Pfarrer, aus dem Dorfe jenseits des Berges, werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen ging. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand an ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die

nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein Paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch einmal so vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete und er nicht ausgehen konnte, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beides zu verschaffen.

In dem Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beisammen. Karl bat seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. „Zu Hause," sagte er, „hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!" Die gute Mutter war dazu bereit, und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendschwarzen Aeuglein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brosamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbei, rupfte an der Schreibfeder und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfing zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren!" sagte einmal der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschinetterl nannte, hervor. „Ei," sagte Karl, „das ist ja eine unvergleichlich schöne, kleine Flöte von Elfenbein!" Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor, und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen, reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, Alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: „Mache nur, daß du deine Lektion auch immer so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie

der Vogel.“ Der Kanarienvogel und die kleine Flöte machten dem muntern Karl und selbst der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freilich beständig, Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselben jede Woche ein Mal durch Karl, denn er selbst erhielt sie nicht öfter. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitungen mit, packte sie aus seiner Theke aus, und sagte: „Der Herr Pfarrer hat zwar nicht Zeit gehabt, sie ganz zu durchlesen; indeß hat er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthalten.“ Die Mutter las begierig und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh! am Ende der letzten Zeitung befand sich eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet worden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, „Heinrich von Erlau.“ Sie erschrak, als hätte sie

ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrei herbei eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd und von Herzen bekümmert: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!"

4.

Der Vater im Gefängnisse.

Der alte, getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bei den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreien. Richard und sein Sohn machten allerlei Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn solle ein aufmerksames Auge haben, und die erste beste Gelegenheit, die sich darbieten würde, benützen, den guten Herrn zu befreien. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er noch spät in der Nacht schlaflos in seinem einsamen Gefängnisse. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bei Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr, dein Wille geschehe!"

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. „Bei wem," sagte er unter Anderm, „soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bei Dir, liebster Vater im Himmel! Was Du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach Deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen, und sie in ihrem großen Jammer trösten, und ich will im Vertrauen auf Dich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es Dir ein Leichtes, mir die Thüre meines Kerkers zu öffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet und ein beständiges Dankgebet seyn!"

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Auf einmal wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das dunkle Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: „Um Gotteswillen, retten Sie sich!"

Der junge Krieger war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorsichtigkeit einiger

betrunkenen Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löschen herbeigestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!" sprach Robert, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Kokarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Muskete in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. „Nun," sprach Robert, „eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bei seinem Bruder, dem Fischer am Rheine befinden wird."

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels, und seine Anrede wie eine Botschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten

Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hereindrängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!“ und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und starken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bei dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an dem Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrak nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beide durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: „O, Gott Lob!“ und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: „O, mein Herr!“ auf ihn zu, und beide umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlin, und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sey — und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten

Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nämlichen Schifflein, das seine Gemahlin und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch friedlichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer ging voran und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf einmal hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, halt!“ —

Das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten untersuchten hierauf sehr sorgfältig, ob während des Feuerlärmens und des Löschens keiner der Gefangenen entronnen sey? Zu ihrem großen Verdrusse fanden sie das Gefängniß des Herrn von Erlau leer. Der Soldat, der seine Uniform, seine Muskete und seinen Säbel vermißte, schrie wüthend vor Zorn: „In meinen Kleidern und mit meinen Waffen ist er entflohen! Auf und ihm nach!“ Sie kamen dem Fliehenden bald auf die Spur.

Eine ganze Schaar aufgebrachter Krieger setzte ihm eilig nach. Mit furchtbarem Geschrei rückten sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beide griffen zu den Rudern, und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein niederliegen. Die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein Paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und ging — beinahe unter. Doch sie entkamen alle unverletzt, und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beispiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt

hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus, und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen düstern Tannenwälder den Schwarzwald nennt.

5.

Der treue Diener.

Des Herrn von Erlau größte Angelegenheit war nun, seine Gemahlin aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem gingen sie zuerst, um hier ein Paar Tage auszuruhen, und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick," sagte er zu Richard, „bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard, sie seyen zuverläßig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen; und hinzufahren, vermag ich nicht."

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und schüttete das Gold auf den Tisch. „Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr!" sprach er. „Dies alles ist Ihr Eigenthum." Herr von Erlau starrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren, sagte Richard, waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie Vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt? Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten und ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen gibt, bei denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch Mehreres dazu gaben." Herr von Erlau zählte das Gold. „Es ist viel, sehr viel," sagte er mit einem dankbaren Blicke zum Himmel. „Wie lange wird, wie lange kann aber das währen?" „Wir wollen schon gut haushalten," sagte Richard, „und deßungeachtet in die Schweiz fahren."

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie

reisten weiter. Richard ging meistens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina wollten mit ihm abwechseln, allein sie mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von seiner Gemahlin in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bei seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht, und durch die täglichen Beschwerden der Reise erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder erholt haben würde.

Richard miethete ein Paar Zimmer, nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina half ihm treulich bei, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte gingen. Herr von Erlau mußte anfangs beinahe immer das Bett hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that Alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die

Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen. Sie überraschte ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Linas Geburtstag. Sie ging sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken, und besonders für ihre Mutter und ihren Vater, und für ihren Bruder zu beten. Als sie heimkam, sieh! da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelein von der reinsten gelben Farbe und mit einem Schöpfchen, gerade so wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster, und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte ihm in den liebevollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm so vorlieb, gutes Kind!“ sagte der Vater. „Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freilich anders. Dieser Tag wurde mit lautem Jubel gefeiert, und war ein Fest

für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen."

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bei Tische wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine mit Blumen gezierte Torte und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaße. Der Vater trank zuerst auf Lina's Gesundheit, und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina," sprach er, „wo feiern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon Alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch einmal zusammen feiern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte — —"

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. „Sey getrost, liebster Vater," sprach sie. „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch einmal zusammen. Umsonst hat Er uns

nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt Er für uns!" — „Ja, das wird Er!" sprach Richard, und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunens die Hände zusammen, und rief: „Gott im Himmel, was ist dies? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Klavier spielen und ich dazu singen lernte, und das wir eben damals sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm." Der Vater, Lina und Richard blickten alle drei staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwei, dreimal. „Es ist nicht anders!" sagte Lina. „Es ist genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlt!"

„Das ist höchst wunderbar!" sprach der Vater, und nahm die Mütze ab. „Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O, Richard, wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?"

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. „O, so renne und laufe doch, was du kannst," sagte Herr von Erlau, „und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen." Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth seyn," sagte der Vater, „wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun Alles, was sie uns zurücklassen." Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts Besonderes zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben im Tyrole gekauft. Der Namen „Frau von Erlau" war ihm unbekannt. Allein auf die weiteren Fragen des Herrn von Erlau versicherte er: „Eine solche Frau und ein solcher Knabe, nach denen der gnädige Herr sich erkundigt, befinden sich wirklich in meiner Gegend, und es ist wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört hat. Ich habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu unserm Herrn Pfarrer in die Schule geht, ist mir oft begegnet. Der Kleine muß schon gar hochgelehrt seyn. Denn er hat allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, auf dem Rücken getragen." Der junge Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so

genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sind's! Sie sind es gewiß!" Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß Er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arznei. Lina half ihm einpacken und Richard ging, das kleine Wägelein wieder in guten Stand zu setzen, und ihr Pferd, den alten Braunen, der indeß bei einem Wirthe, bloß für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tags reisten sie ab, dem Tyrole zu. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfich an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen von Zeit zu Zeit mit seinem erheiternden Liedchen eine kleine Unterhaltung machte.

6.

Das Wiedersehen.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrei gehörte. Er ging sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte Alles, was der junge Tyroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. „Nur," sagte der Geistliche, „lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuern Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte, und nur mit Mühe und langsam erholt sie sich."

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht hergekommen sey? Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen, unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder

vergessen, seinen Namen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen; oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlin einen so großen Jammer bereitete, und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beibringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sey, und Alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fing es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren tief herabhängenden Aesten sie vor Wind und Nässe schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard ging nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche,

mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrei, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbei gerückt hatte.

„Ach, Richard," fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, „so — so müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte! Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!" Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich

bald wieder erholt habe, und seit der Zeit frisch und gesund sey." Die Mutter war hocherfreut, und ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber," fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, „warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde des Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —" Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre, und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beiden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl!" sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte. „O dann — dann würde das Maaß meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach, was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für euch thun!"

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen,

die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: „Er lebt! O, Gottes Barmherzigkeit sey ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!“ — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre und stürzte vor Freude außer sich in die offenen Arme seiner Gemahlin! Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sey und sie sagte bloß: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wiedersehen werden.“

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiste beigetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlin und sein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott," sagte sie mit gefalteten Händen, „das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses kleinen geflügelten Boten bedient, meinem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!"

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr," sagte er, „das war ein

glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beigebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester, und das Vögelein noch obendrein, wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne." „Du hast Recht, lieber Karl," sprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unsre irdischen Güter, um uns bessere Schätze für den Himmel zu geben. Ich hoffe, wir Alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Frömmigkeit und Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind — die allein einen ewigen Werth haben. Und vielleicht gibt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen."

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln," sagte der Knabe; „denn nun sehe ich's klar: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen."

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste, und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Die Kinder und Aeltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bei manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es Allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollen Dem vertrauen,“ sagten sie, „Der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon einmal so wunderbar half. Er, der

auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen."

„Ja, ja," sagte der alte Richard, „so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bei dem tiefen Schnee und schneidenden Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht aus, sie erndten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie euer Vater im Himmel! Und seyd ihr denn nicht viel vortrefflicher, als sie?" Allein, wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen; und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig seyn — so übel es auch in der Welt aussehen, und so hart es uns auch gehen mag. Er, Der für die Vögel sorgt, kann Unser nicht vergessen!"

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben, durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu seyn — weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen

Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürr ward, gegen Abend in Schochen aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen, heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das freundliche Stübchen, und malte das lichte Viereck des geöffneten Fensters, und die hellen, runden Scheiben der geschlossenen Fenster, sammt dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren stand in der Fensterecke, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden, und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte sie kaum ein Paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beinahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da, und warf einen hellen, rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Maria war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen, grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marien, wiewohl sie eine arme Waise war, und ihre Aeltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattin gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste

Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die dem Manne mit aller Liebe abwartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurück gekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Ortes, dem sogenannten Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm dreihundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen; jedoch unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Nun starb der Maierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe.

Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann Alles, bis an fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein all ihr Reden half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung; und da die arme Maria nichts hatte, als ihr kleines Haus mit dem Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr. Beide weinten — allein Alles war vergebens. Ja, schon der morgige Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dies letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor, bald auf ihren kleinen Ferdinand hin, weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott," dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu zusammen gerechet! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach,

sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem Anderen, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel!" Sie fing an heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich! Sieh, sonst kann ich vor Schluchzen gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb. „Weinet nicht so!" sagte er. „Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. Ruft Ihn an in der Noth; Er wird für Euch sorgen." So sagte er. Ist es denn nicht so?"

„Ja, liebes Kind," sprach die Mutter. „So ists!" „Nun," sagte der Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird Er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu dem seligen Vater, als er noch

lebte, und bat ihn, und er legte sogleich das Beil weg, und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir Beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten, und der uns beinahe mit den Füßen weggestoßen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meinest du, Gott sey nicht reich genug uns zu helfen? Er ist noch viel reicher als der Meierbauer. Da sieh nur einmal zum Fenster hinaus! Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: „Die ganze Welt ist Sein.“ Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an, ich will dir bitten helfen. Es lauft gewiß besser ab, als bei dem reichen Manne.“

„Gutes Kind, du hast Recht,“ sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte Himmel-wärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel,“ sagte sie, „ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind! Eine arme Wittwe und ein armes Waislein blicken zu Dir

auf! Wir sind in großer Noth, und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber Dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter seyn. O, zu Dir flehen wir! Verstoß uns nicht aus dieser Hütte! Nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast Du es nach Deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gib uns Trost in das Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen, und vom Hügel dort das letzte Mal nach unsrer Hütte umsehen."

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden, und blickte weinend zum Himmel, und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter, sieh doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O sieh, jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand!" sagte die Mutter. „Bei Tage ist es ein kleines

unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen?" fragte der Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt dich nicht," sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fang es nur, und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt aller Traurigkeit vergessen, und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle — schwebte, zu haschen.

Aber jetzt rief er bestürzt: „O weh!" — Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich unter den großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh es wohl deutlich," sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz."

„Habe nur Geduld," sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen."

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbei, und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! O lange doch du es mir hervor,

oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen."

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen, und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott!" rief sie, „nun ist es uns ja mit Einem Male aus aller Noth geholfen. Das ist der Kalender vom vorigen Jahr', den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sey während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sichs finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam!"

Sie zündete sogleich Licht an, und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig

eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sankt Martins Tag hab' ich mit Johann Blum abgerechnet, und ist er mir nun nichts weiter mehr schuldig als fünfzig Gulden, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt müssen wir nicht ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr?" sagte der Knabe, „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht so gebeten hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan! Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauder an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir Beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein, und zündete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns.

Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke dir dies dein Leben lang, und vertraue stets auf Ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; Er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!"

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft, und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sey. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; Er hat Euch sichtbar geholfen."

Der junge Meierbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus

Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht, und Ihm vertrauen ist ein sicheres Kapital, das mehr werth ist, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle Er uns auch so helfen, wie Er Euch geholfen hat."

„Vertraut eben so auf Ihn," sagte der Richter, „und seyd so rechtschaffen, wie diese fromme Wittwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben."

Das Täubchen.

1.

Mutter Ottilia und ihre Tochter Agnes.

Auf dem alten Bergschlosse Falkenburg lebte vor mehreren Jahrhunderten der tapfere Ritter Theobald mit seiner frommen Gemahlin Ottilia. Der Ritter war eben so edelmüthig als tapfer. Alle Bedrängte weit umher im Lande nahm er in seinen mächtigen Schutz, und verlangte dafür nicht einmal einen Dank. Das Vergnügen, Menschen zu beglücken, war ihm schon Lohnes genug. Frau Ottilia spendete reichliche Gaben unter die Nothleidenden aus. Sie besuchte die Kranken in den Hütten der benachbarten Thäler, und ihr Schloß war der sichere Zufluchtsort aller Armen, die nur immer einer Hülfe werth waren. Auch Agnes, das einzige Kind dieser trefflichen Aeltern, ein Fräulein von etwa acht Jahren, war die lautere Güte und Freundlichkeit gegen die Menschen. Sie kannte keine größere Freude, als Anderen Freude zu machen. Aeltern und Tochter wurden allgemein verehrt und geliebt, und wer nur den hohen Thurm der Falkenburg

von Ferne erblickte, segnete in seinem Herzen die edlen Menschen, die hier wohnten und Gutes thaten. Wirklich ruhte auch der Segen Gottes recht sichtbar über Theobald, Ottilia und Agnes. So viel sie hergaben und austheilten, so hatten sie doch nie Mangel. Sie gehörten unter die wohlhabendsten adeligen Familien im Lande.

Einmal an einem schönen, heitern Sommertage gingen Frau Ottilia und Fräulein Agnes nach Tische in den Garten, der sich unten am Abhange des Berges befand. Ein kleines Pförtchen in der Mauer des Schloßhofes und viele steinerne Staffeln führten dazu hinab. Der Garten gewährte einen überaus lieblichen Anblick. Sie bemerkten mit Freude, wie hier der bläulich grüne Kohl so schön stand, und dort die zarten Rosenknospen sich öffneten; wie da die Bohnen hoch empor rankten, und dort die Kirschen bereits hellroth zwischen den dunkelgrünen Blättern hervor glänzten. Sie standen eine Weile bei dem Springbrunnen in Mitte des Gartens still, und ergötzten sich an dem Spiele des Wassers, das im Glanze der Sonne hell wie Kristall emporsprang, und in tausend funkelnden Tropfen von allen Farben des Regenbogens wieder herab fiel. Hierauf setzten sie sich in eine schattige Reblaube von zierlichem Gitterwerke, und arbeiteten mit vereintem Fleiße an einem Kleide für eine arme Waise. Alles im Garten war still und ruhig; nur

eine Grasmücke sang auf den Zweigen eines nahen Baumes von Zeit zu Zeit ungemein lieblich, und von dem Springbrunnen her tönte unausgesetzt das angenehme Plätschern des Wassers.

Da flog Etwas so plötzlich, daß sie gar nicht sehen konnten, was es sey, in die Laube herein. Beide blickten erschrocken auf. Augenblicks kam in stürmender Eile ein großer Raubvogel nachgeflogen, und schwebte mit weit ausgebreiteten Flügeln am Eingange der Laube. Da er aber Leute sah, machte er sich eben so schnell wieder davon. Agnes saß so schüchtern da, daß sie sich nicht umzusehen getraute, was das wohl seyn möge, das so geschwind in die Laube herein geflogen war. Allein die Mutter sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht! Es ist wohl nichts, als irgend ein Vögelein, das sich vor dem Stoßvogel hieher geflüchtet hat.“ Sie sah nach, und rief: „Ei sieh doch, ein schneeweißes Täublein! Es hat sich in seiner Angst da gerade hinter dir versteckt.“ Sie nahm es, blickte Agnes forschend an, und sagte: „Auf den Abend will ich dir das Täublein braten.“

„Braten?“ rief Agnes erstaunt, und griff mit beiden Händen nach dem Täubchen, als wollte sie es dem angedrohten Tode entreißen. „Nein, liebe Mutter,“ sagte sie, „das war nicht dein Ernst! Das arme Thierchen hat seine Zuflucht zu mir genommen — wie könnte ich es tödten? O sieh

doch, wie schön es ist! In der That, es ist so weiß wie Schnee, und seine Füßchen, sieh nur, sind so schön roth wie Korallen. Ach sieh, wie ihm noch das Herz schlägt! Es blickt mich mit seinen unschuldigen Aeuglein so flehendlich an, als wollte es sagen: Thue mir nichts! — Nein, liebes Thierchen, ich thue dir nichts zu Leid. Du sollst dich nicht umsonst zu mir geflüchtet haben. Du sollst es gut bei mir haben."

„Recht, liebes Kind," sagte die Mutter freundlich. „Du hast meinen Sinn getroffen. Ich wollte dich nur prüfen. Bring das Täublein auf dein Zimmer und versorge es mit Futter. Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, dürfen wir nicht verstoßen. Wir müssen gegen alle Nothleidende mitleidig, und auch gegen die Thiere barmherzig seyn."

Die Mutter ließ ein kleines, artiges Taubenhaus mit rothem Dache und grünen Gitterstäben machen. Agnes stellte es in eine Ecke ihres Zimmers und wies es dem Täubchen zur Wohnung an. Sie gab ihm täglich reichliches Futter nebst frischem Wasser, und versah es von Zeit zu Zeit mit reinem Sand. Das Täubchen gewöhnte sich bald an Agnes und wurde ungemein zutraulich und heimisch. Sobald Agnes die Thüre des niedlichen Käfichs öffnete, flog das Täubchen heraus und pickte ihr die Körnlein, die sie ihm vorhielt, aus

der Hand. Sie brauchte auch das Häuschen nicht mehr zu verschließen. Das Täubchen hielt sich schon selbst gern darin auf.

Wenn der Morgen anbrach und Agnes noch schlief, da kam das Täubchen auf ihr Kopfkissen geflogen, weckte sie, und ließ ihr keine Ruhe mehr, bis sie aufstand und es fütterte. Agnes beklagte sich bei ihrer Mutter darüber, und sagte: „Ich weiß aber schon, was ich thue, damit die ungestüme Taube mich nicht mehr im Schlafe störe. Ich werde künftig das Thürchen des Käfichs alle Abende fleißig verriegeln, damit sie Morgens nicht heraus kann.“ „Nicht doch!“ sagte die Mutter. „Lerne vielmehr von dem Täublein früh aufstehen. Früh aufstehen ist gesund, und macht einen fröhlichen Sinn. Oder müßtest du dich denn nicht schämen, wenn du träger wärest als eine Taube?“ So gewöhnte sich Agnes an das frühe Aufstehen.

Einmal saß Agnes an dem offenen Fenster und nähte. Das Täubchen pickte zu ihren Füßen einige Brosamen auf. Allein plötzlich flog es auf — und zum Fenster hinaus, und setzte sich auf das nächste Dach. Agnes erschrak und that einen lauten Schrei; die Mutter kam und fragte, was es gebe. „Ach mein Täublein!“ sagte Agnes, und zeigte weinend auf das Dach, wo das Täubchen saß, und sich sonnte. „Locke ihm einmal!“ sagte die Mutter. Agnes that es — und augenblicklich flog das

Täubchen wieder herab, und setzte sich ihr auf die ausgestreckte Hand. Agnes war über diese Folgsamkeit entzückt. Die Mutter aber sagte: „Sey du gegen mich auch immer so folgsam, wie das Täublein gegen dich; dann werde ich noch eine größere Freude haben, als du jetzt empfindest. Nicht wahr, diese Freude machst du mir?“ Agnes versprach es — und hielt Wort. Sie wurde das folgsamste Mädchen.

Eines Tages hatte Agnes im Garten ihre Blumen und auch mancherlei Gemüse begossen. Müde von der Arbeit setzte sie sich zu ihrer Mutter auf die grüne Bank nächst dem Springbrunnen. Das Täubchen, das jetzt so zahm war, daß Agnes es überall frei herumfliegen ließ, kam herbei geflogen, an dem Brunnen zu trinken. „Sieh nur, Mutter,“ sagte Agnes, „wie vorsichtig es von einem bemoosten Steine zum andern tritt! Wie sorgfältig es sich vor dem Schlamme zwischen den Steinen in Acht nimmt! Wie reinlich das Thierchen ist! Die weiße Farbe ist am schwersten rein zu bewahren — und doch sieht man nie das geringste Fleckchen an den blendend weißen Federn des achtsamen Thierchens.“ „Und wie unachtsam Agnes bisweilen ist!“ sagte die Mutter, und zeigte auf das lange weiße Kleid des Fräuleins. Agnes hatte, als sie am Springbrunnen mit der Gießkanne Wasser schöpfte, ihr Kleid nicht genug in Acht genommen. Sie

erröthete und von nun an glich ihr weißes Kleid immer dem reinen neugefallenen Schnee.

Agnes hatte einst mit ihrer Mutter eine kleine Reise gemacht, auf der sie sehr viele Freuden genoß. Als sie Abends zurück kam, flog das Täubchen ihr sogleich entgegen, und zeigte eine sichtbare Freude über ihre Zurückkunft. „Es hat den ganzen Tag um Euch getrauert," sagte eine Magd, „und Euch überall gesucht. Ich muß mich wundern, daß ein Thierchen, das doch keine Vernunft hat, seine Wohlthäterin erkenne, und ihr so ergeben sey." „Es ist wahr," sagte Agnes, „für die wenigen Körnlein, die ich ihm täglich streue, könnte es nicht dankbarer seyn." „Bist du aber," sprach die Mutter, „auch immer so dankbar? — Sieh, du hast heute so viele Freuden genossen! Hast du Gott auch schon dafür gedankt? Laß dich doch nicht von einem Thierchen beschämen." Agnes hatte diesmal noch nicht daran gedacht, Gott zu danken. Von nun an ging sie aber nie mehr zur Ruhe, bevor sie Gott für die Freuden und Wohlthaten des Tages ihren innigsten Dank dargebracht hatte.

„Du liebes Thierchen!" sagte einst Agnes, früh Morgens an ihrem Arbeitstischchen sitzend, zu ihrer Taube, die an dem Rande des Tischchens saß, und mit den klaren, schuldlosen Augen freundlich zu ihr aufblickte. „Ich habe nun von dir schon Manches gelernt, und bin dir vielen Dank schuldig."

Die Mutter sagte: „Das Schönste, was du von ihr lernen kannst, ist doch noch übrig. Sieh, die reine weiße Taube ist ein liebliches Bild der Unschuld. Sie ist ohne Falsch, ohne Trug und Verstellung, rein von Arglist, ungekünstelt und ohne alle Ziererei. Unser göttlicher Erlöser drückte dieses Alles mit einem einzigen Worte aus, indem Er sprach: Seyd einfältig wie die Tauben! O möchte diese edle Einfalt immer dir eigen seyn! Möchten Trug und Verstellung und alles Böse immer fern von dir bleiben! Gott gebe, daß man von dir sagen könne: Agnes ist schuldlos und ohne Falsch, wie eine Taube." Wirklich konnte man dieses auch mit Wahrheit von ihr sagen.

2.

Rosalinde und ihre Tochter Emma.

Einmal war Ritter Theobald von einem Zuge gegen eine zahlreiche Räuberbande zurück gekommen, die das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte. Vergnügt und fröhlich über den glücklich vollbrachten Zug saß er Abends bei einem Becher Wein, und erzählte, wie er mehrere Räuber eingefangen und den Gerichten überliefert, die übrigen aber

zersprengt habe, so, daß nun wieder Ruhe und Sicherheit im Lande sey. Die Erzählung währte etwas lange. Ottilia und Agnes hatten daher ihre zierlichen Spinnrädchen herbei geholt, spannen sehr emsig, und hörten ihm aufmerksam zu. Es wurde ziemlich spät, und das angezündete Licht brannte bereits auf dem Tische. Da trat eine ansehnliche, schöne Frau in schwarzer Kleidung und mit blassen Wangen in das Zimmer, und führte ein kleines Fräulein, das auch schwarz gekleidet war, an der Hand. Der Ritter, Ottilia und Agnes standen auf, die fremde Frau, die sie nicht kannten, zu begrüßen.

Die Frau aber sprach unter vielen Thränen: „Gott grüße Euch, sehr edler Ritter! — Obwohl ich Euch noch nie von Angesicht gesehen habe, so nehme ich dennoch meine Zuflucht zu Euch. Ich bin Rosalinde von Hohenburg, und dieses Kind ist meine Tochter Emma. Ihr wißt nun vielleicht, mit welchem großen Leid mich Gott heimgesucht hat. Mein seliger Mann, der gute Adalrich, Gott tröste ihn, ist an seinen Wunden gestorben, die er in der großen Schlacht des vergangenen Jahres erhielt. O wie vieles habe ich an ihm verloren! Es war ein sehr edler Mann, ein guter, liebevoller Gatte, der beste Vater! Doch Ihr habt ihn ja selbst gekannt. Er war übrigens so wohlthätig gegen alle Dürftige, daß er uns keine Schätze

hinterlassen konnte; er hinterlegte uns dafür einen Schatz im Himmel. Jetzt will man uns aber auch noch Dasjenige nehmen, was wir zu unserm Lebensunterhalte nothwendig haben. Meine Nachbarn, zwei habsüchtige Ritter, bedrängen mich sehr. Der Eine will, unter allerlei Vorwänden, meine schönen, reichen Kornfelder und Wiesen, bis unten an die Mauern des Schlosses, an sich reißen. Der Andere möchte gern die ansehnlichen Waldungen zur andern Seite des Schlosses sich zueignen. Beide Ritter sind gegen mich ganz verändert. Die Habsucht, die so viel Böses auf Erden anrichtet, hat sie aus Freunden meines Mannes zu meinen Feinden gemacht. Mein seliger Adalrich sah das wohl voraus. Sterbend nannte er mir noch Euren Namen. Vertrau' auf Gott, sagte er, und auf Ritter Theobald, so wird dir kein Feind auch nur ein Haar krümmen. Erfüllt nun dieses Wort des Sterbenden. Ach, was sollte ich anfangen, wenn ich so um alle meine Güter käme, und mir nichts übrig bliebe, als die Schloßmauern! Von diesen Steinen könnte ich mit meiner Emma hier nicht leben. Solltet Ihr — was Gott verhüten wolle! — auch einmal das Schicksal meines Mannes haben, und sollten Eure Frau und Euer liebes Kind hier in eine ähnliche Noth kommen, wie ich, so werden sie dann auch einen Arm finden, der sie rettet."

Die kleine Emma, die mit Agnes ungefähr von

gleichem Alter war, näherte sich nun auch dem Ritter und sagte weinend: „Edler Mann! Seyd mein Vater und verstoßt mich nicht!“

Ritter Theobald stand ernst da, hielt nach seiner Art mit der Hand das Kinn, und blickte schweigend zur Erde. Agnes weinte und sagte: „Lieber Vater, erbarme dich ihrer! Sieh, als mein Täublein von dem Raubvogel verfolgt wurde und seine Zuflucht zu mir nahm, sagte die Mutter: „Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, sollen wir nicht verstoßen.“ Sie freute sich, daß ich mit dem armen Thierchen Mitleid hatte. Und dieses liebe Fräulein und ihre Mutter verdienen ja doch mehr Mitleid und Erbarmen, als eine Taube. Errette sie aus den Klauen dieser bösen Ritter, die den Raubvögeln gleichen.“

Der Ritter antwortete gerührt: „Wohl, liebe Agnes, mit Gottes Beistand werde ich ihnen helfen. Mein Stillschweigen war nicht Hartherzigkeit; ich überlegte nur, wie ich die edle Mutter und das gute Kind retten könne.“ Der Ritter holte für die Frau einen Sessel, und Agnes rückte einen für Emma herbei. Sie setzten sich. Frau Ottilia aber ging, wegen der unerwarteten Gäste eine etwas reichlichere Abendmahlzeit zu bereiten. Denn damals war es Sitte, daß die Rittersfrauen selbst die Küche besorgten.

Ritter Theobald erkundigte sich nun genau nach

den Ursachen, aus denen die zwei Ritter so große Forderungen machten, und sagte am Ende: „Nun gut! So viel ich sehe, habt Ihr vollkommen Recht. Morgen mit Anbruch des Tages will ich mich, von einigen Reitern begleitet, aufmachen, um erst den Weg der Güte zu versuchen. Bleibt mit Eurer Tochter hier, bis ich zurück komme; so könnet Ihr die guten Nachrichten, die ich Euch zu bringen hoffe, gleich selbst mit nach Hause nehmen." Indessen wurde das Essen fertig. Sie aßen zusammen fröhlich auf die Nacht, und am folgenden Morgen setzte sich Ritter Theobald zu Pferd, und ritt mit seinen Leuten fort.

Agnes hatte eine große Freude, daß Fräulein Emma einige Tage da blieb. Sie führte das Fräulein auf ihr Zimmer und in den Garten, und zeigte ihr ihren Kleiderkasten, ihre Blumen und ihre Taube. Beide Mädchen wurden bald herzliche Freundinnen; denn auch Emma war ein sehr gutgeartetes, wohlgezogenes Kind.

Nach einigen Tagen kam Ritter Theobald zurück. „Fröhliche Botschaft!" rief er, als er in das Zimmer trat. „Eure Feinde, edle Frau! sind von ihren ungerechten Forderungen abgestanden und aller Streit hat nun ein Ende. Zwar auf meine Reden hätten sie wenig geachtet, so klar ich ihnen auch ihr Unrecht vor Augen legte. Als ich aber jedem, der Euch das kleinste Leid zufügen würde Krieg ankündete,

da gaben sie sich zur Ruhe. Seyd nun getrost und gutes Muthes, edle Frau! Kein Fremder wird nun von Euren schönen Feldern ernten, oder in Euren Waldungen jagen und Holz fällen."

Die trauernde Frau war hierüber sehr erfreut. Thränen des Dankes glänzten in ihren Augen. „Gott," sprach sie, „der treue Beschützer der Wittwen und Waisen, der nichts Gutes unbelohnt läßt, wolle es Euch vergelten, was Ihr an mir und meinem Kinde gethan habt! Er wolle Euch vor Unglück bewahren, und Euch aus jeder Noth erretten."

Sie machte nun Anstalt nach Hohenburg zurück zu kehren. Die beiden Fräulein nahmen Abschied, und zerflossen in Thränen. Agnes wollte ihrer jungen Freundin ein Andenken geben. Emma hatte öfter den Wunsch geäußert, auch so ein zahmes Täubchen zu haben. Agnes brachte das Täubchen, drückte es an ihre nassen Wangen, und gab es, so lieb sie es auch hatte, ihrer Freundin. Emma wollte es nicht annehmen. Es entstand ein freundschaftlicher Streit. Endlich mußte Emma nachgeben. Agnes schenkte ihr nun überdies noch den zierlichen Käfich, und empfahl ihr das Täubchen so angelegentlich, wie etwa eine Mutter ihr Kind empfiehlt, das sie fremden Händen anvertraut.

Als Emma fort war, wollte es Agnes fast gereuen, ihr liebes Täubchen verschenkt zu haben. „Ich hätte dem Fräulein lieber meine goldenen

Ohrenringe zum Andenken geben sollen!" sagte sie zu ihrer Mutter. Allein die Mutter sprach: „Das magst du ein ander Mal thun, wenn Emma uns wieder besucht. Für jetzt konntest du deiner kleinen Freundin nichts Schicklicheres geben. Ein reicheres Geschenk wäre ihr nicht so angenehm gewesen, und hätte sie vielleicht nur gedemüthiget. Ein Geschenk mit Dem, was dir das Liebste war, obwohl es an sich wenig Werth hat, ehrte sie, und war ihr ein Beweis deiner Liebe. Laß es dich also nicht reuen. Sieh, dein guter Vater war bereit, sein Leben daran zu setzen, der bedrängten Wittwe zu helfen. Und so ist es ja schön, daß auch du deine liebste Freude dahin gabst, die betrübte Waise zu erheitern. Wer nicht früh lernt, jedes zeitliche Gut, so lieb es ihm auch sey, für die Menschen zu opfern, wird sie nie wahrhaft lieben. Solche Opfer gehören aber unter die schönsten, die wir Gott darbringen können. Gott wird dir dieses dein Opfer dereinst herrlich belohnen."

3.

Zwei Pilger.

Frau Rosalinde lebte mit ihrer Tochter Emma wieder ungestört, getrost und zufrieden in den Mauern ihres alten Schlosses, das tief in einem waldigen Gebirge lag. Da kamen eines Abends spät zwei Pilger an das Schloßthor, und baten um Nachtherberge. Sie trugen dunkelbraune Pilgerkleider, führten lange Pilgerstäbe in der Hand, und hatten nach Pilgerart Muschelschalen an ihren Hüten befestigt. Der Thorwärter meldete sie bei Rosalinde an. Die Frau befahl, die zwei Männer in die untere Stube zu führen, und ihnen ein Nachtessen und jedem einen Becher Wein zu reichen. Nach Tische ging sie mit Emma zu ihnen hinab.

Die Pilger erzählten von dem gelobten Lande. Alle Leute im Schlosse hörten ihnen sehr aufmerksam zu. Fräulein Emma aber hatte über die wunderbaren Erzählungen eine gar ungemeine Freude. Thränen flossen über ihre Wangen, und in ihrem kindlichen Herzen regte sich der fromme Wunsch, das heilige Land auch einmal zu sehen, in dem einst unser Erlöser gewandelt. Sie bedauerte nur, daß dieser Wunsch wohl niemals in Erfüllung gehen werde.

„Liebe Emma,“ sprach die Mutter, „wir können uns zu jeder Stunde in das gelobte Land begeben, und den Oelberg, den Kalvarienberg und das heilige Grab besuchen; wir dürfen nur fleißig in der Geschichte Jesu lesen. Da begleiten wir den göttlichen Erlöser gleichsam auf jedem Seiner wohlthätigen Tritte, wir hören die Worte Seines Mundes, wir sehen Ihn leiden, sterben und auferstehen. Wenn wir Seine Lehre, Sein Beispiel, Sein Leiden, Seinen Tod und Seine Verherrlichung uns recht zu Nutzen machen, so haben wir das gelobte Land in unserm Herzen. Ja, wenn alle Menschen Seine Geschichte zu Herzen nähmen, und Seine Lehre getreulich befolgen würden, so könnte die ganze Erde ein heiliges Land werden.“

Die Pilger erkundigten sich hierauf nach der umliegenden Gegend, besonders aber nach dem Schlosse Falkenburg. Sie lobten den Ritter Theobald über alle Massen. „Wenn seine Burg nicht gar zu weit außer unserm Wege läge,“ sagte der Aeltere der zwei Pilger, „und wenn ich hoffen könnte, ihn zu Hause zu finden, so ließ ich mich den Umweg nicht verdrießen.“ Rosalinde versicherte ihn, daß ihr Weg nahe an Falkenburg vorbei gehe, und daß Ritter Theobald, der erst vor einem Paar Tagen von einem Ritte heim gekommen sey, ohne Zweifel noch zu Hause seyn werde. „Nun, das ist mir sehr lieb,“ sagte der Pilger. „Es soll mir

eine Herzenslust seyn, ihn in seinem Schlosse zu treffen. Ich habe gar Manches mit ihm abzumachen. Morgen in aller Frühe geht es also nach Falkenburg."

Mutter und Tochter gaben den Pilgern tausend freundliche Begrüßungen an Ritter Theobald, seine Frau und Tochter auf. Emma drückte jedem ein kleines Silberstück in die Hand, das die Mutter ihr zuvor gegeben hatte, und bat Beide noch sehr angelegentlich, der Fräulein Agnes zu sagen, das Täublein befinde sich recht wohl. Da die wohlthätige Rittersfrau aus den Gesprächen der Pilger vernommen hatte, daß sie des Weges unkundig seyen, so befahl sie noch einem Dienstknaben, der in der Stube war, ihnen morgen früh den Weg durch das Gebirg zu zeigen, und wünschte ihnen hierauf gute Nacht.

Am folgenden Morgen reisten die Pilger ab. Der Knabe ging fröhlich mit, und trug ihnen aus Gefälligkeit noch überdies die beiden Pilgertaschen nach. Die Pilger gaben dem Knaben wenig Acht und wanderten schweigend ihren Weg, der bald bergab, bald bergauf führte. Als sie wieder einen steilen Berg erstiegen hatten, und der Fußsteig ebener wurde, fingen sie an mit einander italienisch zu reden. Der Knabe, der sie begleitete, war aus Italien. Man nannte ihn in dem Schlosse nur den kleinen Lienhard, obwohl er den Namen Leonardo,

wie man ihn in seinem Vaterlande hieß, lieber gehört hätte. Ritter Adalrich hatte ihn, als einen armen Waisenknaben, aus Barmherzigkeit mit nach Deutschland genommen. Obwohl der Knabe vollkommen deutsch gelernt hatte, so verstand er seine Landessprache doch noch recht gut. Er horchte hoch auf, und wollte den Pilgern eben seine Freude bezeigen, seine Muttersprache reden zu hören — als ihr Gespräch ihn mit Schrecken und Entsetzen erfüllte.

Er vernahm aus ihren Reden, daß sie keine wahren Pilger seyen, sondern sich nur so verkleidet hatten; daß ihnen diese Gegend gar nicht so fremd sey, als sie vorgegeben; daß sie unter die Räuberbande gehörten, die Ritter Theobald so glücklich bekämpft hatte, und daß sie gegen ihn von Rache glühten; daß sie im Sinne hatten, sich unter dem Scheine der Frömmigkeit in seine Burg einzuschleichen, und ihn um eine Nachtherberge zu bitten; daß sie aber dann in der Nacht aufstehen, ihn mit Weib und Kind und allen den Seinigen ermorden, und das Schloß plündern und in Brand stecken wollten.

Als sie Falkenburg zwischen zwei waldigen Bergen in bläulicher Ferne liegen sahen, sprach der ältere Räuber, Namens Lupo, zu seinem Spießgesellen Orso: „Das ist also das abscheuliche Drachennest, wo der fürchterliche Mann wohnt, der so viele von

unsern Leuten auf das Blutgerüst gebracht hat. Unter den schrecklichsten Martern soll er es mit dem Tode büßen. Wir wollen ihn binden und in den Flammen seiner Burg lebendig verbrennen."

Das Unternehmen ist aber doch etwas halsbrechend," sagte Orso, der jüngere Räuber. „Wenn es fehl schlüge, so ginge es uns sehr übel. Indeß sind die Schätze, die der Ritter aufhäufte, des Wagstückes wohl werth."

„Ihn zu morden," sprach Lupo voll grimmiger Rachgier, „ist mir eine größere Lust, als alle seine Reichthümer zu erbeuten, wiewohl ich diese auch nicht verachte. Gelingt uns dieser Streich noch, so sind wir reich genug. Wir geben dann unser Handwerk auf, und wählen eine ruhigere Lebensart. Und da kommt mir eben jetzt ein herrlicher Einfall! Wir suchen uns aus den Kleidern des Ritters die prächtigsten aus und ziehen sie an. Du trägst seine goldene Halskette, und ich sein Ritterkreuz mit edlen Steinen. Dann entfliehen wir in ein fernes Land, wo man uns nicht kennt, gelten dort für große Herren, und lassen uns von den gesammelten Schätzen wohl seyn."

„Das wäre Alles gut," sagte Orso; „allein, ich weiß nicht, mir ist bei dem Handel doch bange."

„Was bange!" sagte Lupo. „Ist nicht Alles gut ausgekundschaftet und verabredet? Haben wir in der Gegend nicht Helfershelfer genug? Sobald

wir, unsrer Abrede gemäß, an dem Fenster der Pilgerstube die drei Lichter anzünden, so kommen uns sieben tapfere, rüstige Kerle zu Hülfe, die schon lange jede Nacht auf dieses Zeichen passen. Diese lassen wir dann durch das kleine Gartenpförtchen, das von innen leicht zu öffnen ist, in den Schloßhof. Einer darunter, der ehemals dort als Reitersknecht gedient hat, aber fortgejagt worden, kennt alle Gänge, Zimmer und Gewölbe des Schlosses so gut, als sein eigenes Haus. Und Unserer neun werden dann wohl mit etlichen schlafenden Menschen fertig werden. Nur gutes Muths! Es gelingt gewiß."

Dem guten Leonardo schauderte es über diese gräulichen Anschläge. Er ließ sich indessen nichts merken, daß er ihre Sprache verstehe. Er ging hinter ihnen her, pflückte Blumen und Kräuter ab, und pfiff auf einem Blatte ein Liedchen. In seinem Herzen flehte er aber inbrünstig zu Gott, Gott wolle die Anschläge der Bösewichter zu nichte machen. Auch nahm er sich vor, sie bis Falkenburg zu begleiten, und dem Ritter Theobald Alles zu entdecken.

Indem die Räuber noch allerlei verabredeten, ihren Anschlag in's Werk zu richten, trat der Aeltere auf dem schmalen Fußsteige fehl, und wäre beinahe in eine Felsenkluft hinab gestürzt. Er blieb jedoch im Fallen an einem Dornbusche hängen.

Die Dornen rissen ihm das Pilgergewand auf, und Leonardo sah, daß er unter dem langen, schwarzbraunen Kleide ein scharlachrothes Wamms und einen blanken, eisernen Brustharnisch trug. Auch entfiel ihm ein scharf geschliffener Dolch. Allein der Knabe that, als hätte er nichts davon gesehen. Der alte Bösewicht steckte den Dolch eilends wieder zu sich, knöpfte das Gewand wieder zu, und blickte den bangen Knaben öfters seitwärts an — mit Augen so scharf wie Adlersaugen.

Jetzt kamen sie an einen fürchterlichen Abgrund, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste, der von langem Regen mächtig angeschwollen war. Zwei buschige Felsen hingen zu beiden Seiten über den Strom herein, und ein langer schmaler Tannenbaum, der nur auf der obern Seite etwas behauen war, lag darüber hin und diente zum Stege. Der alte Räuber sagte auf italienisch zu seinem Gefährten: „Es könnte doch seyn, daß der Bube gemerkt hätte, ich sey bewaffnet, und da könnte er leicht Verdacht geschöpft haben. Ich will ihm, wenn er über den Steg geht, einen Stoß geben, daß er in den Abgrund hinunter stürze. Dann sind wir ganz sicher.“

Dem armen Leonardo lief es eiskalt über den Rücken. Er blieb mehrere Schritte von dem gefährlichen Stege stehen, und sagte: „Da getraue ich mir nicht hinüber; mich kommt jetzt schon ein Schwindel an.“

Der alte Räuber sagte aber: „Fürchte dich nicht, Knabe! Komm nur einmal her; ich trage dich hinüber.“ Der alte Bösewicht ging mit ausgestreckten Armen auf Leonardo zu, ihn zu ergreifen. Allein Leonardo wich schreiend und jammernd zurück, und war schon gefaßt, sobald der Räuber ihm zu nahe käme, in das Gebüsch zu entspringen. „Ach,“ rief der zitternde Knabe, „laßt mich doch gehen! Wir könnten ja Beide hinunter stürzen. Und wenn ich auch glücklich hinüber käme, wie komme ich dann wieder herüber? Laßt mich nach Hause. Ihr braucht jetzt keinen Wegweiser mehr. Da ihr den Steg erreicht habt und es nicht mehr gar weit nach Falkenburg ist, so könnet ihr nicht mehr fehlen.“

Der jüngere Räuber schrieb die Angst des Knaben einzig dem schauerlichen Stege zu, vor dem ihm selbst graute und sagte italienisch: „Ich will mich hinunter stürzen lassen, wenn der einfältige Bube etwas gemerkt hat; und hätte er auch deinen Harnisch und Dolch gesehen — was ist's denn? Unsere Sprache versteht er doch nicht, und weiß also nicht, was wir vorhaben. Auch würde man auf sein kindisches Geschwätz wenig achten, oder doch wenig daraus machen. Laß den armen Tropfen laufen!“

„Nun, meinethalben!“ sagte der Aeltere. Zu größerer Sicherheit wollen wir aber den Steg abwerfen. Dann dürfte der Bube Alles wissen; er könnte unser Unternehmen doch nicht mehr hindern.

Dort liegt Falkenburg. Viele Stunden den Strom hinauf und hinab ist keine Brücke. Es ist unmöglich, eine Nachricht herüber zu bringen, bevor wir unser Werk ausgeführt haben."

Die beiden Räuber nahmen ihre Pilgertaschen um, ließen den Knaben stehen und gingen, ohne ihm für die Begleitung zu danken, über den Steg. Als sie hinüber waren, schrie Lupo deutsch herüber: „Knabe, du hast Recht; das ist ein böser Steg! Er ist von Alter morsch und halb verfault. Da könnte man leicht sein Leben einbüßen. Damit kein Unglück geschehe, wollen wir ihn wegschaffen. Die Leute werden dann schon einen bessern herbei schaffen."

Die Räuber machten den schmalen Balken los; er stürzte mit großem Gepolter in den Abgrund, und der schäumende Fluß riß ihn wüthend mit fort. Sobald die verkappten Pilger hinter einem Felsen, um den sich der Weg krümmte, verschwunden waren, fing Leonardo an zu laufen, was er vermochte, um die schreckliche Nachricht seiner gnädigen Frau zu überbringen. Denn er wußte sonst weit und breit keinen Menschen, der vielleicht die drohende Gefahr abwenden könnte.

4.

Schrecken und Angst, Furcht und Hoffnung.

Frau Rosalinde dachte in ihrem Schlosse Hohenburg an nichts weniger, als an das große Unglück, das ihrem Beschützer, dem edlen Theobald, drohte. Fräulein Emma redete nur immer von den schönen Erzählungen der Pilger, und that an ihre Mutter eine Menge Fragen über das gelobte Land. Beide besorgten den Tag hindurch ruhig ihre Geschäfte. Gegen Abend, da die Sonne nicht mehr so heiß schien, und eine liebliche kühle Luft wehte, gingen sie von dem Schloßberge hinab in das Thal, um ihre Aecker zu besehen. Alle Feldfrüchte standen herrlich. Einige Aecker prangten bereits mit gelben Aehren und versprachen eine reichliche Ernte; andere, mit Spätflachs bebaut, waren von der lieblichen Flachsblüthe unvergleichlich schön blau. Mutter und Tochter hatten, da ihnen die Güter gleichsam wieder neu geschenkt waren, eine doppelte Freude daran, und dankten Gott noch einmal so herzlich für Seinen reichen Segen.

Da kam Leonardo, der Knabe, der die Pilger begleitet hatte, mit Schweiß bedeckt und fast außer Athem daher gesprungen. „O gnädige Frau," rief er, und schlug die Hände zusammen, „was ist doch

das Schreckliches! Die zwei Männer sind keine Pilger, sondern Räuber und Mörder. Sie wollen den Ritter Theobald mit allen den Seinigen ermorden, und sein Schloß plündern und verbrennen." Der Knabe war so entkräftet, daß er nicht weiter reden konnte. Er sank unter einen Birnbaum hin, der am Wege stand, holte sehr heftig Athem, wurde fast ohnmächtig, und brauchte lange bis er wieder reden konnte.

Rosalinde und Emma waren über diese Nachricht fast außer sich. „O Gott im Himmel," rief die Mutter, „was für ein entsetzlicher Anschlag ist dieses! Ach der gute edle Mann und die vortreffliche Frau!"

„Und die gute Agnes!" rief die zitternde, todtenbleiche Emma. Ach, wenn sie und ihre Aeltern ermordet werden, so sterbe ich vor Jammer!"

„O Emma," sprach die Mutter, „ach eile doch voraus auf das Schloß! Ich werde mit dem ermatteten Knaben hier so schnell nachkommen, als es möglich ist. Lauf aus allen Kräften, und ruf' unsere Leute zusammen! Sie sollen aufsitzen und nach Falkenburg eilen, um die guten Menschen zu warnen. Sie sollen reiten, so schnell sie können, und sollten auch die Pferde darüber zu Grunde gehen."

Emma eilte, so leicht und flüchtig, wie eine Gemse, den steilen Berg hinauf und erreichte das

Burgthor. Auf ihren Schreckensruf liefen alle Leute im Schlosse erschrocken im Schloßhofe zusammen. Emma erzählte kurz, daß Falkenburg in Gefahr stehe, durch Feuer und Schwert verheert zu werden. Die Umstehenden entsetzten sich, schmähten über die Pilger, und jammerten, als stände ihr eigenes Schloß in Flammen.

Ueber eine Weile kam Rosalinde nach, und trat mit Leonardo, den sie unterwegs über die näheren Umstände befragt hatte, in den Schloßhof. „Was steht ihr müßig und jammert!" rief sie. „Sitzt doch auf — eilet — rettet!"

„Das ist unmöglich, gnädige Frau!" sagte der alte, eisgraue Stallmeister des seligen Ritters. „Die zwei Schurken haben einen zu großen Vorsprung. Sie können bereits das Schloß Falkenburg erreicht haben. Bedenkt doch, wir haben auf dem Fahrwege bei fünfzehn Stunden dahin und es ist bereits Abend. Wie könnte man den weiten, von langem Regen verdorbenen Weg bei dunkler Nacht so schnell zurücklegen? Auf dem besten Pferde getraute ich mir kaum vor Anbruch des Tages nach Falkenburg zu kommen. Unsre alten Ackergäule aber taugen gar nicht zum Reiten, und unsere Kriegsrosse sind ja seit dem Tode des seligen Ritters verkauft. In der ganzen Gegend weit und breit ist kein Roß aufzutreiben, das den Ritt nur zur Hälfte aushielt."

Die edle Frau stand da, und rang die Hände. Sie blickte schmerzlich zum Himmel, und Thränen floßen über ihre Wangen. „So ist denn keine Hülfe — als bei Dir, o Gott!“ rief sie mit aufgehobenen Händen. „Erbarme denn Du Dich der edlen Menschen, die sich meiner so liebreich erbarmt haben! — O Emma — bete — bete doch, daß Gott das Vorhaben dieser Bösewichte vereitle.“

Emma faltete die Hände, und betete mit Augen voll Thränen: „Lieber Gott! Hilf ihnen doch, wie sie uns auch geholfen haben.“ Alle Leute im Schloßhofe falteten die Hände und stimmten in ihr Gebet mit ein.

„O ihr lieben Leute,“ fing die Mutter wieder an, „so schwer, ja beinahe unmöglich es seyn mag, vor Mitternacht Falkenburg zu erreichen, so versucht es dennoch! Einige Worte könnten Aller Leben retten. An einigen Augenblicken ist Alles gestanden! Ach, wenn nur Leonardo nicht so ermüdet und von schnellem Laufen fast krank wäre! Er würde so schnell hineilen, als gälte es den Preis bei einem Wettrennen. — Aber du Martin,“ sagte sie zu einem jungen Knechte, „du hast auch schnelle Füße. Mache du dich auf den Weg. Der Fußweg ist ja wohl um ein Drittheil näher. Ich schenke dir hundert Goldgulden, wenn du noch zu rechter Zeit zu Falkenburg anlangst.“

„Es ist nicht möglich,“ sagte der Knecht. „Wer

wollte in der finstern Nacht die schmalen Fußsteige durch das Gebirge finden, ohne zehnmal in Abgründe zu stürzen."

„Zudem," sprach Leonardo, „ist der einzige Steg über den Strom abgeworfen. Man müßte Flügel haben, um hinüber zu kommen."

„Flügel!" rief Emma, und ihre Augen glänzten von Freude. „Jetzt fällt mir ein, wie wir eine Botschaft nach Falkenburg schicken können. Ritter Theobald sagte mir, ich müsse mein Täublein anfangs wohl einschließen, sonst würde es sogleich zurück fliegen. So weit es auch sey, sagte er, es finde den Weg sicher. Wir wollen daher der Taube ein kleines Briefchen anhängen, so bringt sie es gewiß bald nach Falkenburg."

„O Gott, Dir sey Dank!" rief die Mutter; „ich denke, Du hast unser Flehen erhört. Emma, diesen Gedanken gab dir dein guter Engel ein."

Emma sprang sogleich ihr Täubchen zu holen. Die Mutter eilte auf ihr Zimmer und schrieb die Nachricht auf ein kleines Blättchen. Sie rollte das Blättchen fest zusammen, und befestigte es an dem rothen Halsbändchen, mit dem Emma die Taube geziert hatte. Emma, von ihrer Mutter, dem alten Stallmeister und allen Knechten und Mägden begleitet, trug hierauf die Taube ins Freie hinaus vor das Schloß, und ließ sie fliegen. Die Taube flog hoch empor in die blaue Luft, schwebte

eine Zeit hin und her — und nahm dann plötzlich mit eilenden Flügeln ihren Flug Falkenburg zu. Alle Einwohner des Schlosses Hohenburg waren hoch erfreut, und priesen den glücklichen Einfall des Fräuleins. Alle sendeten der Taube tausend gute Wünsche und herzliche Gebete nach. Kein Schiff mit Gold beladen war je unter so heißen Segenswünschen abgesegelt.

Frau Rosalinde und Fräulein Emma waren indeß doch voll ängstlicher Sorgen. „Wird die Taube wohl auch an Ort und Stelle kommen?" sagte die Mutter. „Wenn sie einem Raubvogel in die Klauen fiele — wenn sie den weiten Flug nicht aushielte und sich verspätete — wenn sie zu Falkenburg nicht bemerkt und nicht eingelassen würde — ach welch' ein entsetzliches Unglück entstände daraus!" Mutter und Tochter setzten sich an das Fenster, das gegen Falkenburg sah. Sie schauten mit sehnlichen Blicken, unter stetem Herzensgebet, in die Gegend. Die Abenddämmerung brach ein. Es war ihnen unbeschreiblich bange. Sie getrauten es sich kaum zu denken — ein Feuerzeichen am Himmel müsse es ihnen verkünden, wenn die Taube mit dem Briefchen nicht richtig eingetroffen wäre. Sie wichen nicht von dem Fenster, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Mitternacht war schon vorbei; ein fürchterlicher Sturmwind brauste durch den Wald; die Gegend

von Falkenburg lag in tiefem Dunkel. Jetzt wurde es aber zu ihrem Entsetzen dorthin helle. Sie zitterten beide und beteten. „Ach Gott," rief Emma, „jetzt schlägt die Flamme empor — immer höher und höher! Ach sieh, wie der Sturmwind sie seitwärts beugt!" Mutter und Tochter fielen beinahe in Ohnmacht. Allein zu ihrer großen Freude wurden sie bald ihres Irrthums gewahr. Die vermeinte Flamme war die gebogene Spitze des Mondes im letzten Viertel, der in der dunstigen Luft mit feuerfarbenem Glanze aufging und bald, einer Sichel ähnlich, über den fernen Bergen schwebte. Sie blieben am Fenster; sie bemerkten aber durchaus nichts von jener furchtbaren Röthe, die bei einer fernen Feuersbrunst am nächtlichen Himmel erscheint. Endlich brach der Tag an — und mit Freuden und herzlichem Danke gegen Gott begrüßten sie nach überstandener Schreckensnacht das freundliche Morgenroth.

5.

Die Errettung.

Rosalinde und Emma wußten nun wohl, daß es den Böſewichtern nicht gelungen sey, Falkenburg

in die Asche zu legen. Allein sie waren noch immer höchst bekümmert, ob dem edlen Ritter und seinen lieben Angehörigen nichts am Leben geschehen sey. „Ach, was gäbe ich um eine gute Nachricht von Falkenburg!" sagte Rosalinde öfter. „All mein Schmuck wäre mir nicht zu viel." „Und ich," sagte Emma, „wollte all mein Schatzgeld mit Freuden dazu legen." Indeß war das, was in der verflossenen Nacht zu Falkenburg vorgegangen war, für sie jetzt noch ein Geheimniß, und es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als geduldig auf weitere Nachrichten zu warten. Die Sache war aber so gegangen:

Ritter Theobald, Frau Ottilia und Fräulein Agnes hatten sich am vorigen Abende vergnügt und ohne Sorge zu Tische gesetzt. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Ihre feurigen Strahlen schienen durch die runden Fensterscheiben, und erleuchteten den alterthümlichen Speisesaal. Da meldete ein Kriegsknecht die zwei Pilger. Der Ritter befahl, sie gut zu bewirthen. „Nach Tisch," sagte er, „will ich sie sprechen. Da sollen sie herauf kommen, und uns von ihrer Pilgerfahrt erzählen. Gebt ihnen indeßen zu essen und einen Krug Wein, damit sie gesprächig werden." Der Knecht ging, und Agnes freute sich schon zum voraus auf die schönen Erzählungen. Ach, keines ahnete, welch' ein schreckliches Unglück ihnen drohe!

Wie sie nun so fröhlich und traulich beisammen saßen und redeten — rief Agnes auf einmal verwundert: „Je, mein Täublein!“ Wirklich war es mit ausgespannten Flügeln vor dem Fenster, und pickte an die Scheiben, als bäte es, daß man es herein lassen möchte. Agnes öffnete das Fenster und sogleich flog das Täubchen ihr auf die Schulter, und liebkosete ihr. „Sieh doch, was für ein nettes, rothes Halsbändchen es hat,“ sagte die Mutter; „und da hängt ja gar ein zusammen gerolltes Papier daran! Ich glaube gar ein Brießchen. Was die Kinder doch für seltsame Einfälle haben!“

Der Ritter besah das Papier näher, und las die Worte darauf: „Augenblicklich zu lesen.“ „Nun,“ sagte er lächelnd, „das wird große Eile haben!“ Er rollte das Blatt auf, sah hinein — und entfärbte sich. „Gott im Himmel,“ rief er, „was ist das!“ „Was ist's denn?“ riefen Mutter und Tochter erschrocken. Der Ritter las laut: „Sehr edler Herr! Die zwei Pilger, die heute Abends zu Euch kommen, sind zwei Räuber, von der großen Bande, die Ihr besiegt habt. Der Aeltere heißt Lupo; der Jüngere Orso. Sie tragen Harnische und scharfe Dolche unter ihren Pilgerkleidern. Diese Nacht wollen sie Euch, Eure Frau und Fräulein Agnes, und alle Eure Leute ermorden, Euer Schloß plündern und in Brand stecken. Mit Eurer Ritterkleidung,

der goldenen Kette und dem Kreuze von Edelsteinen geschmückt, wollen sie dann noch mehrere Menschen betrügen. Noch sieben Bösewichter in der Gegend warten nur auf das verabredete Zeichen — drei Lichter unter dem Fenster der Pilgerstube — um heimlich in das Schloß zu kommen, und ihnen zu helfen. Die zwei Räuber wollen ihnen das kleine Gartenpförtchen heimlich öffnen und sie herein lassen. Gott gebe, daß die Taube glücklich ankomme, und daß Ihr alle gerettet werdet! Euch auf einem andern Wege eine Nachricht zu senden, war unmöglich. Laßt doch augenblicklich durch einen reitenden Boten Eure Rettung melden — Eurer dankbaren Rosalinde."

„O Gott," rief die Mutter gerührt, „wie wunderbar bist Du! Die Taube ist ein Bote des Himmels, wie einst die Taube des Noe, die den Oelzweig in die Arche brachte. O Agnes, laß uns Gott auf den Knien danken, wie jene frommen Menschen in der Arche! Er rettet uns eben so wunderbar!"

Auch der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder und rief mit gefalteten Händen zum Himmel blickend: „O Gott, Dir sey Dank!" Er hieß dann seine Gemahlin und seine Tochter in ein anderes Zimmer gehen, warf sich in seinen Harnisch, gürtete sein Ritterschwert an, und befahl einem Paar seiner stärksten Reitersknechte bei der Hand zu seyn.

Hierauf ließ er den zwei Pilgern wissen, sie möchten herauf kommen. Mit gar demüthigen Mienen und vielen Verbeugungen traten sie in das Zimmer, und Lupo, der das Wort führte, fing mit süßer, lächelnder Miene und ganz ausnehmender Höflichkeit an: „Edelgestrenger Herr und Ritter! Wir kommen eben geraden Weges von Hohenburg, und sind die Ueberbringer von tausend und abermal tausend freundlichen Begrüßungen. O wie glücklich schätzen wir uns, den Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, dessen Heldenruhm die Welt erfüllt, den alle Bedrängte, alle Wittwen und Waisen anbeten, und den die fromme Rosalinde, als ihren glorreichen Beschützer, nicht genug loben und preisen konnte! Ach, was das für eine gottselige Frau ist! Sie überhäufte uns Mindeste mit unverdienten Ehren. Und was ihr zartes Töchterlein Emma für ein holdseliges Fräulein ist! Der kleine Engel zerfloß ganz in Thränen, als wir von unsrer andächtigen Pilgerfahrt erzählten. Doch — wir haben Euch und den hoch- und liebwerthesten Eurigen noch Stunden lang von Hohenburg zu erzählen. Für jetzt entledigen wir uns nur noch des Auftrages, Euch zu melden, daß Mutter und Tochter und besonders das artige, allerliebste Täublein sich dermalen noch alle drei im höchsten Wohlseyn befinden."

Ritter Theobald war durch diese übertriebenen

Schmeicheleien, die ihm in der Seele zuwider waren, noch mehr aufgebracht. Indeß hielt er sich noch zurück und fragte sehr ernst, aber ganz ruhig: „Wer seyd ihr?“ „Arme Pilgersleute!“ antworteten sie; „wir kommen aus dem gelobten Lande und ziehen unserer Heimath zu, nach Thüringen, wo wir geboren sind.“ „Wie heißt ihr?“ fragte der Ritter weiter. „Ich heiße Hermann,“ sagte Lupo, „und mein junger Vetter da heißt Burkhard.“ „Was wollt ihr auf diesem Schlosse?“ fuhr der Ritter fort. „Nichts als eine Nachtherberge!“ sagten sie, sich verneigend; „morgen mit dem Hahnenruf ziehen wir weiter. O wie werden sich die Unsrigen freuen, uns wieder zu sehen.“

„Ihr lügt!“ rief jetzt der Ritter mit donnernder Stimme, und riß sein Schwert aus der Scheide. „Ihr heißt nicht Hermann und Burkhard; sondern du, alter Schurke, heißt Lupo, und du, junger Bösewicht, Orso. Ihr kommt nicht aus dem gelobten Lande, und seyd keine Pilger, sondern Räuber, Meuchelmörder und Mordbrenner. Thüringen ist nicht eure Heimath; ihr seyd keine Deutschen Nicht eine Nachtherberge zu suchen, sondern zu morden und zu rauben, zu sengen und zu brennen, seyd ihr hieher gekommen. Der Lohn, den eure Thaten verdienen, soll euch werden. Durch Schwert und Feuer sollt ihr hingerichtet werden. — Was? Ihr solltet Ritterkleidung, Kreuz und Kette von mir

tragen? Auf, ihr Knechte, reißt ihnen ihre betrügerische Kleidung ab, damit sie in ihrer wahren Tracht dastehen. Entwaffnet sie, legt sie in Ketten, und werft sie zu unterst in den Thurm."

Die Knechte packten sie und rissen ihnen die Pilgerkleidung ab. Da standen sie nun geharnischt. „O der abscheulichen Heuchelei," sprach der Ritter, „unter dem Scheine der Frömmigkeit fromme Gemüther so zu betrügen! Dieser Frevel allein verdiente schon den Tod." Sie wurden Beide kreuzweis gefesselt, und in den Thurm geworfen.

Wie sie Beide unten im Thurme lagen, da sagte der Jüngere: „Mich wundert nur, wie der Ritter Alles so haarklein wissen kann. Er weiß ja sogar das, was wir erst unterwegs miteinander verabredeten, daß wir seine Kleidung tragen, und uns künftig für Ritter ausgeben wollten. Sollte der Knabe, der uns begleitete, unsre Sprache dennoch verstanden, und uns verrathen haben?"

„Da müßte er oben bei den Fenstern des Schlosses herein geflogen seyn," sagte der Alte. „Ich gab genau Acht, und ließ die Schloßpforte nicht aus dem Auge. Kein Mensch kam über die Zugbrücke, seit wir herein gekommen. Das geht einmal nicht mit rechten Dingen her! Der Ritter hat einen Bund mit der Hölle."

Der alte Bösewicht gerieth so in Wuth, daß er die schrecklichsten Flüche über den Ritter ausstieß.

„Dieser grausame Theobald,“ sagte er unter Anderm mit schäumendem Munde, „hat allein die Schuld an unserm ganzen Unglücke.“ Der verstockte Lupo wollte es nicht einsehen, er selbst habe sich durch seine Uebelthaten unglücklich gemacht.

Orso, der jüngere Räuber, fing aber an zu weinen und zu jammern, und dem Alten Vorwürfe zu machen. „O daß ich deinen falschen Vorspiegelungen nicht geglaubt hätte!“ sagte er. „Du versprachst mir ein lustiges Leben in Ehre und Ueberfluß, und jetzt wartet meiner nichts, als der schmählichste Tod. Du wolltest es mir immer ausreden, daß unsere Thaten böse seyen, daß Gott das Böse in jener und oft auch schon in dieser Welt fürchterlich strafe. Allein die Stimme des Gewissens in meinem Innersten sprach immer ganz anders, und kündete mir die bevorstehende Strafe an. O daß ich dieser Stimme geglaubt hätte! Was helfen mir jetzt alle bereits geraubten Schätze? Hätte ich mich von der härtesten Arbeit, von Holzspalten, Lasttragen oder Karrenschieben, redlich und ehrlich genährt, und dabei ein gutes Gewissen bewahrt, wie glücklich wäre ich im Vergleich mit meinem jetzigen Zustand! Aber nun hat die Hand des höchsten Richters, der die geheimsten Missethaten sieht und straft, mich ergriffen, und in dies schauerliche Gefängniß herunter gestürzt. In dieser Welt ist's mit mir vorbei. O daß mich Gott doch in jener

Welt noch Gnade finden lasse! Daß ich doch wenigstens andern jungen Leuten zum warnenden Beispiele dienen möge — damit sie nicht auch von der Begierde nach Reichthum und Wohlleben sich zu Sünde und Laster verführen lassen, und sich nicht auch in einen solchen Abgrund von Elend stürzen, wie ich!"

Die Kriegsknechte im Schlosse hatten indeß auf Befehl des Ritters noch ein anderes Geschäft zu besorgen. Sie stellten, sobald es dunkel geworden, und die Sterne am nächtlichen Himmel glänzten, drei brennende Kerzen unter das Fenster der Stube, die gewöhnlich den Pilgern und andern ehrbaren Wanderern zum Uebernachten angewiesen wurde. Hierauf begab der Thorwärter, auf dessen Klugheit der Ritter rechnen konnte, sich mit sieben Kriegsknechten in den Schloßhof, und lauerte an dem kleinen Pförtchen der Mauer auf die Räuber. Er wartete lange vergebens. Die Mitternachtsstunde war vorüber. Der Mond ging auf und erhellte bereits die Zinne des alten Schloßthurms. Die Knechte waren darüber voll Verdruß. „Jetzt ist all unsere Mühe umsonst," sagten sie; „die Schurken werden, sobald sie anstatt der verkappten Pilger einen von uns erblicken, eilig im Dunkel der Nacht entfliehen."

„Mir fällt ein Mittel ein," sprach der Thorwärter, „sie sicher herein zu locken." Er ging

eilig, kam aber sogleich wieder zurück. Er hatte eines der Pilgerkleider angezogen und einen Muschelhut aufgesetzt. „So," sprach er, „werden sie mich nicht erkennen; ihr aber stellt euch dort hinter den Pfeiler der Mauer, damit sie euch nicht sogleich sehen." Sie warteten aufs neue mit Ungeduld.

Endlich klopfte Etwas leise außen an dem Thürlein. Der Thorwärter machte leise auf. Ein Räuber stand unter dem Pförtchen, sah ihn in der Verkleidung für seinen Spießgesellen an, und sprach mit heimlicher Stimme: „Kommen wir recht?" „Gerade recht!" sagte der Thorwärter eben so heimlich; „seyd nur still, und kommt alle herein!"

Alle sieben schlichen, Einer nach dem Andern, auf den Zehen herein. Sie trugen Schwefel und Pechkränze bei sich, und jeder hatte ein Schwert umgegürtet. Als der letzte herein war, schloß der Thorwärter das Thürlein, steckte den Schlüssel zu sich, und schrie laut: „Jetzt gilt's!"

Plötzlich sprangen die Knechte herbei, fielen über die Räuber her, und jeder packte seinen Mann. Im nämlichen Augenblicke öffnete sich die Schloßpforte und der Ritter kam, in voller Rüstung, und von mehreren Knechten mit brennenden Fackeln und blitzenden Schwertern begleitet, in den Schloßhof. Die dämmernde Mondnacht glich auf einmal dem hellen Tage. Die Räuber waren vor Schrecken

fast des Todes. Sie hatten nicht einmal Zeit gefunden, das Schwert zu ziehen. Mit leichter Mühe wurden sie überwältigt, in Ketten gelegt, und in das Gefängniß geworfen, um den Lohn ihrer Missethaten zu empfangen.

„So," sagte der Ritter, „geht es jedem, der Böses thut, und wer immer seinem Nächsten eine Grube gräbt, der stürzt am Ende selbst hinein."

6.

Der Oelzweig.

Zu Hohenburg warteten Frau Rosalinde und Fräulein Emma noch immer sehnlich und nicht ohne bange Besorgniß auf einen Boten von Falkenburg. Emma lief in einer Stunde wohl zehnmal die steinernen Staffeln der Wendelstiege hinauf zu dem Thurmwächter, um selbst zu sehen, ob der Bote denn noch nicht komme, und sah sich fast die Augen aus. Als Mittag vorüber war, und sich noch kein Reitender blicken ließ, empfanden Mutter und Tochter aufs neue eine große Herzensangst, und jede Stunde kam ihnen so lange vor, daß sie das Ende derselben kaum zu erleben glaubten. Endlich gegen Abend, da Emma wieder droben zum schmalen Fensterlein

des Thurmes hinausschaute, kam auf dem kleinen Sträßchen, das zum Schlosse führte, ein Wagen von mehreren Reitern begleitet aus dem Walde hervor. Emma flog die Wendeltreppe herab, und rief ihrer Mutter voll Entzückens zu: „Sie kommen selbst! Sie sind's gewiß!" Mutter und Tochter eilten sogleich den Schloßberg hinab, und gingen ihnen eine Strecke Weges entgegen.

Ritter Theobald, seine Gemahlin und Tochter, hatten sich schon lange vor Anbruch des Tages auf die Reise gemacht, die Freudennachricht von ihrer glücklichen Errettung selbst zu überbringen, und mündlich zu danken. Ritter Theobald sprang, sobald er Rosalinde und Emma erblickte, vom Pferde, und Frau Ottilia und Agnes stiegen aus dem Wagen, grüßten sie auf das freundlichste, und dankten ihnen für die so sinnreich mitgetheilte Nachricht mit einer Herzlichkeit, die nicht auszusprechen ist. Alle waren hoch erfreut, und gingen unter wechselweisen Erkundigungen und Erzählungen den Schloßberg mit einander zu Fuß hinauf.

Der Abend ihres glücklichen Wiedersehens nach einer so großen Gefahr wurde mit einer Freudenmahlzeit gefeiert. Alle waren höchst vergnügt, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Auch Leonardo, der bei Tische aufwartete, mußte jedes Wort erzählen, das die Räuber mit einander gesprochen hatten. Er that es sehr gern. Besonders aus=

führlich erzählte er, wie der jüngere Räuber dort an jenem Abgrunde für ihn gebeten habe, ihn nicht hinab zu werfen. „Deßhalb," sagte Leonardo, „möchte ich für den unglücklichen Menschen jetzt auch fürbitten. Da er doch mildere Gesinnungen zeigte, so dürfte er doch auch mit einer milderen Strafe davon kommen." Alle gaben hierin dem guten Knaben Recht.

Am Ende der Mahlzeit ergriff Ritter Theobald den silbernen Becher und rief: „Es lebe Fräulein Emma! Ihrem glücklichen Einfall, das Täublein zum Briefboten zu machen, haben wir Falkenburger es zu danken, daß wir nicht unter dem Schutte der abgebrannten Burg begraben liegen."

„O nein," sagte die bescheidene Emma erröthend, „die Freundlichkeit, mit der Agnes sich des armen Täubleins erbarmte, und die Güte, mit der sie es dann mir schenkte, waren die ersten Ursachen dieser glücklichen Begebenheit. Ihr gebührt die Ehre."

„Gottlob," sprach Rosalinde, „daß wir Aeltern mit euch beiden Kindern zufrieden seyn dürfen. Indeß werdet nur nicht stolz darauf, ihr Mädchen! Denn seht, der arme Waisenknabe Leonardo hier, der voll dankbarer Liebe zu unsern Wohlthätern sich außer Athem und fast zu Tode gelaufen, hat ohne Vergleich mehr gethan, als ihr."

„Wahrhaftig," sprach Ritter Theobald, „Ihr habt Recht!" Er füllte seinen silbernen Becher mit

Wein, trank erst ein wenig, reichte ihn dann dem Knaben, und sagte: „Da, trink einmal auf unser Wohl! Du mußt mir einst ein Edelknappe werden; denn dein treues Herz adelt dich, und gibt dir den gültigsten Anspruch darauf."

Ottilia sprach: „Auch dem guten, menschenfreundlichen Adalrich, Rosalindens seligem Eheherrn, gebührt noch eine dankbare Thräne! Denn hätte er den armen Knaben nicht voll Erbarmens mit sich auf sein Schloß genommen — wie stände es jetzt mit uns?"

„Es ist wahr," sagte Rosalinde, Emmas Mutter, „die Wohlthat, die mein seliger Adalrich dem armen Waisenknaben erwies, ward uns durch Eure Rettung, die uns so herzlich freut, als wäre sie uns selbst wiederfahren, hundertfältig vergolten. Allein hat Ritter Theobald weniger edel an mir und meiner Emma hier, die auch eine vaterlose Waise ist, gehandelt? Seine Huld, mit der er uns aufnahm, und uns gegen unsere Feinde schützte, konnte nicht unbelohnt bleiben. Ihn, der uns gerettet, rettete Gott wieder. Eben so hat Er, der treue Vergelter alles Guten, der gütigen Ottilia und der freundlichen Agnes ihre Liebe gegen uns vergolten. Ihm sey Lob und Dank!"

„Ja," beschloß der Ritter, „Gott gebührt — wie allemal, so auch hier — der erste Dank! Er hat gnädig auf uns herab gesehen, und hat durch

ein schuldloses Täublein große und mächtige Dinge an uns gethan. Ihm sey unendlicher Dank! Indeß wollen wir auch gegen edle Menschen nicht undankbar seyn! Was mein Schwert nicht vermocht hätte — meine feste Burg gegen List und Trug vor dem Untergange zu schützen — das führte Fräulein Emma mit Hülfe eines Täubleins aus. Auch Frauen, ja Kinder vermögen viel Gutes zu stiften, wenn sie eines guten Willens sind, und von ganzem Herzen auf den Herrn vertrauen, wie Rosalinde und Emma. Und da Fräulein Emma einst Besitzerin dieses Schlosses wird, und in ihrem kindlichen Alter, ohne Schwert, dem Reiche eine Gränzfeste erhalten hat, so werde ich darauf antragen, daß ihr der Kaiser gestatte, eine weiße Taube mit einem grünen Oelzweige in ihrem Wappen zu führen."

Ottilia sagte zu Ritter Theobald, ihrem Gemahl: „Das hast du sehr gut ausgedacht, und mußt es zu Stande bringen. Indessen möchte auch ich der lieben Emma eine kleine Freude machen." Sie winkte ihrer Tochter. Agnes ging hinaus — und über eine kleine Weile flog das Täubchen herein. Agnes hatte es in einem Körblein mitgebracht, allein ihrer kleinen Freundin bisher nichts davon gesagt. Das Täubchen flog sogleich auf Emma zu, und setzte sich auf ihre ausgestreckte Hand. Zu Emmas freudigem Erstaunen hatte es einen goldenen Oelzweig mit goldenen Blättchen im Schnabel.

Ottilia aber sagte: „Der goldene Oelzweig, das schöne Sinnbild der Rettung aus Gefahren, sey Euch, liebe Emma, ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit. Meine selige Mutter hat ihn mir, da es eben Krieg und eine harte bedrängte Zeit war, zum Brautgeschenke gegeben, und ich trug ihn bisher als eine Haarnadel, wozu er auch bestimmt ist. Die fromme Mutter sagte mir, als sie mir den Oelzweig gab, einen Reim, der auch durch diese Geschichte sehr schön erfüllt ward und so lautet:

„Laßt felsenfest uns auf den Herrn vertrauen,
Auf Ihn gleich Jenen in der Arche bauen,
So sendet zu der Zeit der Noth
Uns sichere Hülf' der liebe Gott!“

Das Vergißmeinnicht.

Minna war ein sehr gutherziges, wohlthätiges Fräulein. Von Allem, was sie hatte, theilte sie gern mit. Sie verfertigte Kleidungsstücke für arme Kinder; sie schickte armen Kranken erquickende Speisen, und brachte sie ihnen wohl hie und da selbst; sie hatte die aufrichtigste Freude, wenn sie von ihrem Taschengelde einen Nothleidenden unterstützen konnte. Allein, was man kaum glauben sollte, bei aller ihrer Gutmüthigkeit betrübte sie doch manchen guten Menschen; denn sie war — sehr vergeßlich. Sie versprach Manches, an das sie schon am nächsten Tage nicht mehr dachte. Manchmal gab sie ein Stück Geld für Dinge hin, die sie eben nicht nöthig hatte, und erst nachher, wenn dieser oder jener Dürftige sie um Hülfe anflehte, fiel ihr ein, welche große Wohlthat sie ihm mit dem unnütz ausgegebenen Gelde hätte erweisen können. Bald vergaß sie die schönen Blumenstöcke vor den Fenstern des großen Saales im Schlosse, die ihrer Pflege empfohlen waren, zu begießen, und sie verdorrten

zum großen Leidwesen der Mutter; bald ließ sie, die auch dem geringsten Geschöpfe vorsätzlich kein Leid zufügen konnte, ihr Kanarienvögelein beinah verhungern, indem sie vergessen hatte, ihm Futter zu geben.

In dem Dorfe, nicht weit von Minnas Schlosse, wohnte ein armes Fräulein, Namens Sophie. Ihr Vater, Hauptmann von Brühl, ein sehr verdienter, ehrwürdiger Offizier, war durch seine erhaltenen Wunden zum fernern Dienste unfähig geworden, und lebte von seiner Pension. Er hatte sich auf das Land zurück gezogen, um wohlfeiler leben zu können. Sein kleines Einkommen aber wollte zu seinem Lebensunterhalte dennoch kaum hinreichen. Ueberdies wurde ihm die Pension nicht immer richtig ausbezahlt, und gegenwärtig hatte er schon seit einigen Monaten nichts mehr davon erhalten.

Sophie, seine einzige Tochter, ernährte ihn indeß mit Nähen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten. Fräulein Minna hatte eine große Achtung für die edle Sophie, bestellte bei ihr manche Arbeit, nahm bei ihr Unterricht im Sticken, worin Sophie eine Meisterin war, bezahlte sie sehr reichlich, und nannte sie nie anders, als ihre liebe Freundin. Allein auch diese Freundin ward durch Minnas Vergeßlichkeit einige Male tief betrübt.

Einmal war Minnas Mutter gefährlich krank geworden. Es wurde ein berühmter Arzt aus einer

entfernten Stadt gerufen. Minna hatte versprochen, ihn zu bitten, bei dieser Gelegenheit Sophiens Vater zu besuchen, der an den Folgen seiner Wunden oft sehr viel zu leiden hatte. Sobald Sophie die Ankunft des Arztes vernahm, eilte sie in das Schloß, Minna an ihr Versprechen zu erinnern. Allein der Arzt war bereits vor einer Stunde wieder abgereist. Minna dachte erst in dem Augenblicke, da Sophie in das Zimmer trat, wieder an ihr Versprechen. Sie ward sehr bestürzt, bat Sophie um Verzeihung, und bedauerte den ehrwürdigen Kranken so sehr, daß sie heiße Thränen vergoß. Allein den fremden Arzt zurück zu rufen, war es zu spät!

Ein anderes Mal wollte Minna zu einem Angebinde auf das Namensfest ihrer Mutter, mit Sophiens Beihülfe, einen Lichtschirm sticken. Sie brachte Sophien eine ausgemalte Zeichnung dazu, die einen Blumenkranz vorstellte, der kaum schöner hätte seyn können. Sophie sagte: „Den Kranz wollen wir leicht zu Stande bringen. Allein ich werde wohl selbst in die Stadt gehen müssen, um Seide einzukaufen; denn um die Farben der Blumen und ihre zarten Schattirungen richtig zu treffen, muß die gefärbte Seide sehr sorgfältig ausgewählt werden.“ „Dies wäre freilich das Beste,“ sagte Minna, „wenn Sie, gütige Freundin, diese Mühe auf sich nehmen wollten. Für Ihren kranken Vater

will ich indeß schon ein kleines Mittagsmahl besorgen, und es ihm selbst bringen." Sophie verließ sich auf Minnas Wort und ging in die Stadt. Allein da kam unvermuthet eine adelige Herrschaft aus der Stadt auf dem Schlosse an — und Minna dachte, über die Freude und die Geschäfte, die dieser Besuch ihr verursachte, nicht mehr an ihr Versprechen. Der kranke Hauptmann konnte nicht ausgehen. Da die Leute des Dorfes eben draußen auf den Wiesen mit dem Heu beschäftigt waren, so konnte er auch keinem Nachbar rufen. Er mußte, während im Schlosse Alles im Ueberflusse lebte, anstatt des versprochenen Mittagmahls, sich mit Wasser und Brod begnügen.

Am folgenden Morgen ging Minna mit den zwei fremden Fräulein um das Dorf spaziren. Sophie begoß eben ein Stücklein Leinwand, das sie in den langen Winterabenden gesponnen und nun, auf dem kleinen Rasenplatze zwischen ihrer Wohnung und dem Bache, zum Bleichen ausgespannt hatte. Minna erschrak, da sie Sophien erblickte; denn erst jetzt kam ihr Versprechen ihr wieder in den Sinn. Sophie war aber zu bescheiden, dem betroffenen Fräulein, zumal in Gegenwart anderer Frauenzimmer, Vorwürfe zu machen. Indeß wollte sie ihr doch zu verstehen geben, daß sie künftig nicht mehr so vergeßlich seyn solle.

Sophie bat alle drei Frauenzimmer, ihr kleines Gärtchen zu besehen. Sie traten herein, und lobten die blühenden Rosenstöcke, die Sophie gepflanzt hatte, und die Vergißmeinnicht, die am Bache von selbst wuchsen. Sophie führte sie hierauf in ihr kleines reinliches Wohnzimmer, und zeigte ihnen, auf Minnas Bitte, ihre Arbeiten. Während die Fräulein die schönen Stickereien besahen und bewunderten, ging Sophie in den Garten, und brachte ein kleines Geschenk von Blumen. Sie überreichte jeder der fremden Fräulein eine Rose, der vergeßlichen Minna aber ein Sträußchen von Vergißmeinnicht, denen sie bloß einige wohlriechende grüne Blättchen beigefügt hatte. Minna verstand, was Sophie damit sagen wollte. Sie fühlte die zarte Schonung in Sophiens Benehmen, und dankte ihr im Herzen, daß sie ihre Vergeßlichkeit ihr auf eine so feine Art vorwarf. „In der That, Sie wissen welche Blümchen sich am Besten für mich schicken!“ sagte sie, und steckte das blaue Sträußchen erröthend vor die Brust.

Minna ging mit den zwei Fräulein zurück in das Schloß, und begleitete sie auf das Zimmer, das man ihnen angewiesen hatte. Sie stellten die Blumen in ein Glas, das eben in einer Fensterecke stand, und in dem sich noch etwas Wasser befand. Nach mehreren Wochen kam Minna von ungefähr in das Zimmer. Die fremden Fräulein

hatten ihre Rosen mitgenommen; allein Minna hatte sogar ihre Vergißmeinnicht vergessen. Alle die wohlriechenden Blättchen in dem Sträußchen waren verdorrt; allein die Vergißmeinnichtblümchen waren noch so lebhaft blau, und die zarten grünen Blättchen daran so frisch und schön, als wären sie eben erst am Bache gepflückt worden. Minna verwunderte sich darüber. „Wie ist das möglich," sagte sie, „da kein Tröpflein Wasser mehr in dem Glase ist, und alle übrige Blättchen des Sträußchens falb und gelb, wie dürres Laub, aussehen?" Sie untersuchte die Blümlein näher, und sieh da! es waren keine natürliche Vergißmeinnicht. Sophie, die ausnehmend geschickt war, kleine Blumen auszuschneiden, hatte sie gemacht. Zeichnung und Farbe waren so treu der Natur nachgebildet, daß man diese künstliche Blümchen für natürliche halten mußte.

„O du gute Sophie," dachte Minna; „du hast wohl recht! Ich verstehe dich. Ja, ich bedarf einer beständigen Erinnerung. Diese unverwelklichen Blümchen sollen mir immer sagen: „Vergißmeinnicht! Ja, du liebe Freundin, nun will ich deiner nicht mehr vergessen. Mich stets meiner Pflicht zu erinnern, dazu will ich diese Blümchen von Stund' an benützen!"

Sie nahm die freundlichen Blümchen zwischen den verdorrten Blättern heraus, und steckte sie in eine kleine, zierlich gearbeitete und schön ver-

goldete Urne, die dazu bestimmt war, kleinen, künstlichen Blumensträußen zum Gestelle zu dienen. Sie eilte damit zu Sophien, dankte ihr für ihre sinnreiche Zurechtweisung, und lobte ihre treffliche Arbeit. „So oft ich künftig etwas verspreche," sagte sie, „will ich diese holden Vergißmeinnicht auf mein Arbeitstischchen oder mein Klavier stellen, und so lange stehen lassen, bis das Versprechen erfüllt ist."

„Bravo! Bravo!" sagte der Hauptmann. „Machen Sie es so. Ich lege, wenn ich mir etwas recht merken will, ein Stückchen Papier in meine Dose hier; mein Feldwebel machte allemal einen Knopf an sein Taschentuch. Für ein Fräulein aber ist ein Blümchen immer ein zierlicheres Merkzeichen. Ich habe nichts dagegen, daß man das lieblichste Blümchen der Flur zum Denkmale freundschaftlicher Erinnerung auserwählte, und ihm den Namen Vergißmeinnicht gab. Allein das holde Blümchen zur Erinnerung an unsere Berufspflichten, besonders an die heilige Pflicht der Wohlthätigkeit zu benützen — das ist wohl noch schöner! Das ist ein glücklicher Einfall; er gefällt mir sehr!"

Minna hielt Wort; die lieblichen Vergißmeinnicht gereichten ihr und vielen Dürftigen zum großen Segen. Mancher arme Kranke, dessen Minna sonst wohl würde vergessen haben, hatte den kleinen Blümchen eine kräftige Suppe, eine Flasche guten

Wein, oder ein Stück Geld zu danken. Manches Geschäft, das sonst unterblieben wäre, wurde pünktlich vollzogen — und Minna ersparte sich vielen Kummer und manche Gewissensbisse und Unannehmlichkeiten.

Minnas Mutter merkte bald, wie sehr sich ihre Minna gebessert habe. „Wie kommt das?" sagte sie; „du vergissest ja nicht mehr das Geringste. Wie hast du das angefangen?"

Minna erzählte die kleine Begebenheit von den Vergißmeinnichtblümchen, und die Mutter hatte eine große Freude. „Ihr seyd gute Kinder," sagte sie; „ich werde darauf Bedacht nehmen, euch wieder eine Freude zu machen." Sie ließ von einem Goldschmiede in der Stadt zwei Ringe von dem reinsten Golde verfertigen; auf jedem Ringe befand sich ein Vergißmeinnicht von hellen Edelsteinen — fünf himmelblauen Saphiren, und einem lichtgelben Diamant in der Mitte.

Als die Ringe ankamen, gab sie einen davon ihrer gebesserten Minna. „Bediene dich dieses Ringes," sagte sie, „wie bisher des Blümchens. Hast du Jemanden etwas versprochen, oder ein wichtiges Geschäft zu besorgen, so stecke den Ring mit dem Vergißmeinnicht an den Finger, und lege ihn nicht ab, bis dein Wort gelöst oder das Geschäft abgethan ist. Diesen andern Ring aber überbringe deiner lieben Freundin Sophie.

Die feine Art, mit der sie dich zurechtwies, verdient eine kleine Vergeltung. Das freundliche Vergißmeinnicht, das sie dir gab, ist ein köstlicheres Geschenk, als dieser Ring von Gold und Edelsteinen."

Minna eilte mit dem Ringe sogleich zu Sophie. „Sie haben freilich nicht nöthig, einen solchen Ring zu tragen!" sagte Minna. „Sie vergessen nie der kleinsten Pflicht. Tragen Sie indeß den Ring zum Andenken an eine Freundin, der Sie durch jene Blümchen eine große Wohlthat erwiesen haben."

„O meine gütige Freundin," sagte Sophie, „wer hätte nicht nöthig, an seine Pflicht erinnert zu werden! So oft wir dieses kostbare Vergißmeinnicht an diesen Ringen erblicken, wollen wir uns allzeit vornehmen, etwas Gutes zu thun; wir wollen, wenn es je in unsrer Macht steht, einen Armen erquicken oder irgend einem guten Menschen eine Freude machen." Beide gaben sich die Hand darauf.

„Recht so! Kinderchen," sagte der Hauptmann; „und wer es nicht vermag, solche Ringe zu tragen, der fasse wenigstens, so oft er ein Vergißmeinnicht am Bache oder wo immer auf einer Wiese erblickt, den Vorsatz, etwas Gutes zu thun. Vor Allem aber denke er bei dem Anblicke der holden Blümchen an Denjenigen, der sie schuf, und an Den uns jedes Blümchen erinnern soll. Jedes Vergißmeinnicht auf der Flur hat dann für ihn

noch einen größern Werth, als wäre das ganze Pflänzchen von Gold, und jedes Blumenblättchen daran ein Edelstein."

Die Begebenheit mit dem Vergißmeinnicht hatte noch eine andere gute Folge. Als der Winter näher rückte, die schönen Fluren um das Schloß morgens mit Reif weiß überzogen erschienen und rauhe Winde um das Schloß sausten, reiste Minna mit ihrer Mutter wieder zurück in die Residenz-Stadt. Der Vergißmeinnicht-Ring fand bei allen Freundinnen Minnas und bei deren Müttern Beifall. Es wurde zur Mode, solche Ringe zu tragen. Die Geschichte, die zu diesen Ringen die erste Veranlassung gegeben, wurde überall bekannt, sogar bei Hofe. Der alte, tapfere Hauptmann, den der Fürst kannte und schätzte, kam ihm durch das Vergißmeinnicht wieder ins Andenken. Der Zahlmeister, der vergessen hatte, die Pension zu rechter Zeit auszuzahlen, bekam einen Verweis, der ihm ein sehr ernstes Vergißmeinnicht war. Dem braven Hauptmanne aber, dessen dürftige Vermögensumstände erst jetzt bekannt wurden, bewilligte der gütige Fürst eine bedeutende Zulage — und der ehrwürdige Krieger sagte gar oft: „Wie viele Wohlthaten erwies Gott mir und Andern durch ein Vergißmeinnicht!"

Die
Kapelle bei Wolfsbühl.

Eine alte Sage.

I.

Die arme Wittwe Margaretha und ihr Sohn Georg.

Margaretha war die Wittwe eines armen Taglöhners. Ein kleines Haus, mit Stroh gedeckt, eine Wiese, eine Kuh, und einige Bienenstöcke waren all ihr Reichthum. Ihr kleiner Georg, ein munterer, hoffnungsvoller Knabe, war ihre einzige Freude in der Welt. Von frühem Morgen bis zum späten Abend spann sie unermüdet. Spinnerlohn und der Ertrag der Wiese ernährten sie und ihr Kind hinreichend. Sie konnte Getreide kaufen; Milch und Butter hatte sie umsonst; Honig konnte sie noch verkaufen.

Sie war in ihrer Armuth sehr zufrieden und vergnügt. Im Frühlinge, wenn die Sonne recht

hell und warm schien, führte sie ihren kleinen Georg öfter hinaus auf ihre Wiese, die sich bis zu einem nahen, waldigen Hügel erstreckte, und mit tausend Blumen prangte. „Sieh,“ sagte sie dann zu ihm, „ist es hier nicht so schön, wie im Paradiese? Die Leute sagen wohl, wir seyen arm. Aber was geht uns denn ab? Wir besitzen freilich so zu sagen nur einige Spannen Land; allein diese Wiese voll Gras und Blumen ist für uns wirklich ein Land, das von Milch und Honig fließt. — Wer mit Dem zufrieden ist, was er hat, ist reich; wer aber mehr verlangt, als er nöthig hat, der ist arm und hätte er auch die ganze Welt. Wir wollen für Das, was wir haben, Gott täglich danken!“

Der kleine Georg wuchs heran und wurde, ungeachtet seiner einfachen Kost, ein blühender, kraftvoller Knabe. Die Mutter war darauf bedacht, daß er einmal ein so brauchbarer Tagelöhner werde, wie sein seliger Vater. Höher gingen ihre Wünsche nicht. Sie hatte ehemals auf einem Bauernhofe, der einige Stunden von ihrem gegenwärtigen Wohnorte entfernt war, gedient. Der Sohn des Bauers, der damals noch ein Kind war, hatte indeß das väterliche Gut übernommen. Sie ersuchte den jungen Bauer, ihren Georg in Dienst zu nehmen. Der Bauer war dazu bereit, und sie machte nun Anstalt, den Knaben mit einigen noch nöthigen Kleidungsstücken zu versehen.

Der gute Georg ging noch zu allen seinen Wohlthätern und zu seinen Gespielen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sogar die Kuh, der er so manchen Büschel Gras auf dem Kopfe nach Hause getragen hatte, verließ er nicht ohne Thränen. „Gutes Thier," sagte er, und krabbelte ihr an der Stirne, „du hast mich lange mit deiner Milch ernährt. Ich kann dich nun nicht mehr füttern; aber meine Mutter wird schon für dich sorgen."

Die gute Mutter gab ihm noch viele gute Lehren und mütterliche Ermahnungen. Noch unter der Hausthüre, als er mit einem vollgestopften Quersacke über den Schultern und dem Reisestab in der Hand weinend vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „So ziehe denn hin! Habe Gott stets vor Augen, bete gern, und versäume keine Gelegenheit, eine Kirche zu besuchen. Deinem Nebenmenschen erzeige jeden Liebesdienst, der dir nur immer möglich ist. Vergiß deiner Mutter nicht, die dich so herzlich liebt und dich lieben wird, bis zu ihrem Tod. Lebe wohl, und Gott sey mit dir!"

Als Georg fort war, spann die Mutter noch fleißiger, und lebte noch sparsamer als zuvor. Sie wollte für ihren lieben Georg einige Sparpfennige zurücklegen, damit er sein väterliches Erbtheil einst desto sorgenfreier antreten könne. Sie kochte öfter nicht zu Mittag und zu Nacht, und genoß nichts Warmes, sondern bloß Milch und Brod. Sie sagte

keinem Menschen davon; allein die Leute merkten es dennoch, weil man von ihrem Schornsteine keinen Rauch aufsteigen sah. Bei all ihrer Sparsamkeit war sie aber gegen die Armen sehr wohlthätig. Sie bewirthete die Kinder des armen Nachbars öfter mit einer Schüssel voll Milch, oder rief sie herein, und strich auf das trockene Abendbrod, das sie in der Hand hielten, Butter; an Festtagen aber noch dazu Honig. Die guten Lehren aber, die sie ihnen gab, waren noch köstlicher, als Milch und Honig. — Eines Abends im Winter, da Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckt und es sehr kalt war, trieb sie ihre Kuh zur Quelle, die aus dem nahen waldigen Hügel hervorquoll. Der Abend war still und heiter, der Himmel glühend roth, und die Kuh trank aus dem klaren Bächlein. Da stürzte plötzlich aus dem Walde ein Wolf hervor, und zerriß die Kuh vor Margarethas Augen. Der Schnee ward weit umher von Blut gefärbt. Margaretha schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, entfloh in ihre Hütte, und weinte schmerzlich. Nicht so fast der große Verlust, als das Mitleid mit dem guten Thiere zerrissen ihr das Herz.

Die Kinder des Nachbars kamen am andern Morgen weinend zu ihr, und jammerten um die Kuh. Dabei bedauerten sie aber auch, daß ihnen Margaretha nun weder Milch noch Butter mehr geben könne. „Aber,“ sagte eines der Kinder, „warum

hat doch Gott den grausamen Wolf erschaffen, der ein so gutes, nützliches Thier zerreißt?" „Der böse Wolf," sagte ein anderes Kind, „hat seit einiger Zeit her schon mehrere Schäflein umgebracht und aufgefressen. Warum läßt doch Gott dieses geschehen?"

„Das weiß ich euch nicht zu sagen," sprach Margaretha; „wir müssen aber glauben, daß Alles, was Gott geschehen läßt, weise und gut sey. Vielleicht will Gott uns an dem Wolfe zeigen, was es Schreckliches um einen Räuber und Mörder sey, damit wir Raub und Mord recht verabscheuen. O möchte doch nie Eines von euch dem bösen, räuberischen Wolfe ähnlich werden! Gleichet lieber den frommen, friedlichen Schäflein."

2.

Ritter Ulrich von Wildburg und sein Sohn Konrad.

Ein Ritter in der Gegend, Ulrich von der Wildburg, vernahm, was das Raubthier für Verheerungen anrichte, und daß es nicht nur die Heerden, sondern sogar die Menschen anfalle. Er war ein großer Liebhaber der Jagd, und bot alle seine Dienstleute und alle Jäger und Jagdfreunde der Nachbarschaft auf, mit ihm gegen den Wolf ein

allgemeines Treibjagen anzustellen. Konrad, sein Sohn, bat den Vater inständig, ihn auch mitzunehmen. Der Vater freute sich, daß sein Sohn so viel Muth zeige. Er erlaubte ihm mitzuziehen, schärfte ihm aber nachdrücklich ein, dem Vater oder dem alten Leibjäger immer zur Seite zu bleiben, und sich nie von ihnen zu entfernen.

Ritter Ulrich mit seiner Jagdgesellschaft zog aus, mit Spießen, Pfeilen und Bogen bewaffnet, und von vielen Hunden begleitet. Damals gab es noch keine Feuergewehre; es war daher zu jener Zeit viel schwerer, als jetzt, wilde Thiere zu erlegen. Sämmtliche Wolfsjäger drangen deßhalb mit großer Vorsicht in den Wald ein. Sie vertheilten sich so, daß immer einer dem andern leicht zu Hülfe kommen konnte. Dem jungen, muthigen Konrad ging dieses Alles zu langsam her. Er schlich sich in dem dichten Walde heimlich von seinem Vater weg, und eilte voraus. Er brannte in seinem jugendlichen Muthe vor Begierde, die Ehre, den Wolf erlegt zu haben, sollte vor allen Andern ihm zu Theil werden.

Mit gespanntem Bogen trat er auf einen etwas freien Platz im Walde heraus. Da sah er den Wolf aus einer Waldschlucht heraufkommen. Konrad legte sogleich den Pfeil zurecht, zielte, schoß und traf den Wolf in die zotige Brust. Allein Konrad war zu voreilig gewesen, und hatte zu früh abgedrückt. Die Entfernung war noch zu

weit, als daß der Pfeil den Wolf hätte erlegen können; das tödtliche Geschoß verletzte das grimmige Thier nur leicht. Der Wolf stürzte wüthend auf seinen Feind los. Konrad suchte eilig auf den Baum zu klettern, bei dem er eben stand. Der Wolf erwischte den armen Jüngling beinahe noch am Fuße. Der Baum war gar nicht hoch, und sogar die untern, stärkeren Aeste schienen zu schwach, die Last eines Menschen zu tragen, ohne zu brechen. Konrad schwang sich indeß auf einen Ast, und hielt sich an dem Stamme. Der Wolf lief eine Strecke zurück, nahm einen größern Anlauf, und machte einen ungeheuren Sprung, um Konrad herab zu reißen. Der weite, aufgesperrte Rachen voll furchtbarer Zähne kam dem zitternden Jünglinge sehr nahe, erreichte ihn aber doch nicht. Der Wolf wiederholte seine Anfälle mehrmals mit erneuerter Wuth; jedoch vergebens. Endlich setzte er sich unter dem Baume nieder, blickte mit offenem Rachen, weit vorgestreckter Zunge und funkelnden Augen zu Konrad empor und winselte und heulte von Zeit zu Zeit vor Blutgier und Ingrimm.

Konrad hoffte das Thier werde den Baum verlassen, oder die Jäger und Hunde würden kommen und es tödten. Er fing nun an, aus allen Kräften um Hülfe zu rufen. Allein ein heftiger Sturmwind, der durch den Wald brauste, übertönte und verwehte seine Stimme. Es fing an

Abend zu werden. Die Sonne neigte sich zum Untergange; es wurde schneidend kalt. Konrad war wirklich in Gefahr, wo nicht durch das grimmige Thier, doch durch den nicht minder grimmigen Frost auf dem entblätterten, mit Reif überzogenen Baume umzukommen.

In dieser großen Noth flehte er nun zu Gott um Hülfe. Seine von Kälte erstarrten Hände vermochte er nicht empor zu heben; er mußte sich damit am Stamme des Baumes halten. Er erhob aber seine Augen und sein Herz zum Himmel. „O Du lieber, guter Gott," sprach er, „erhöre mein Flehen in dieser meiner großen Noth! Verzeih mir meinen Leichtsinn und meinen Ungehorsam gegen den weisen Befehl meines Vaters. Laß mich diese Nacht nicht durch Frost und Kälte umkommen oder von diesem grimmigen Thiere zerrissen werden. Ach, ich vermag es auf diesem Baume nicht länger mehr auszuhalten! Hier oben und da unten wartet nichts auf mich als der gewisse Tod. O Gott, errette mich aus dieser Gefahr! Gib es meinem Vater in den Sinn, mit seinen Jägern hieher zu kommen, und dies blutdürstige Ungeheuer zu verscheuchen. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Dir dafür dankbar seyn, und Deine heiligen Gebote besser als bisher befolgen."

Konrads Gebet blieb nicht unerhört. Als sämmtliche Jäger Abends wieder zusammen kamen, ward

Konrad vermißt. Der Vater hatte geglaubt, er befinde sich bei dem alten Jäger; der Jäger hatte gemeint, er sey bei dem Vater geblieben. Alle Jagdgenossen versicherten, nichts von ihm gesehen zu haben, und waren höchst bestürzt. Der Vater befahl und bat, den Wald noch einmal zu durchstreifen. Das war bei einbrechender Nacht in einem so dichten, verwilderten Walde nichts Leichtes. Dennoch machten sich alle sogleich auf den Weg. Nach einiger Zeit kamen die Hunde auf die Spur des Wolfes, und fingen an, in der Ferne zu bellen. Alle Jäger wandten sich dorthin. Der Wolf aber, der das Gebell der vielen Hunde vernahm, und die herannahende Menge der Jäger witterte, nahm eilig die Flucht. Die Hunde konnten ihn, weil er einen zu großen Vorsprung hatte, nicht mehr einholen.

Der Vater und sein Gefolge näherten sich dem Baume. Eben war der Mond aufgegangen. Konrad stieg von dem Baume herab, bat seinen Vater um Verzeihung, und erzählte wie es ihm gegangen; wie er in so großer Lebensgefahr gewesen, wie er zu Gott gebetet, und wie sein Gebet erhört worden. „Nun, nun, Gottlob, daß ich dich nur wieder habe!“ sprach der Vater und schloß ihn in die Arme. „Befolge aber künftig meine väterlichen Ermahnungen besser; du siehst jetzt, wie weise und wie gut gemeint sie sind.“

Der alte Jäger aber gab dem jungen Herrn einen derben Verweis. „Da meinen die jungen Herren," sagte er, „sie verstünden Alles besser, als wir Leute mit grauen Haaren! Allein das Ei muß nicht klüger seyn wollen, als die Henne. Lasset Euch diese Geschichte zur Warnung seyn."

„Diesmal," sagte ein Anderer, „lief es noch so ziemlich gut ab; es hätte aber sehr schlimm gehen können. Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht."

Der Vater sprach: „Ihr braven Männer habt Recht. Konrad wird eure klugen Reden nicht vom Winde verwehen lassen. Danken wir aber alle Gott, der ihn aus so großer Noth errettet hat, und immer hilft, wann wir in der Noth zu Ihm flehen."

3.

Die gutherzigen Kinder.

Georg, der Sohn der guten Margaretha, hatte, seit er das mütterliche Haus verlassen, seinem Bauer treulich und redlich gedient. Er griff jede Arbeit frisch und munter an, und war unermüdet, bis er sie vollbracht hatte. Dabei war er immer fröhlich

und guter Dinge, und gegen Jedermann freundlich, gefällig und dienstfertig. Der Bauer und die Bäuerin liebten ihn, als wäre er ihr eigenes Kind, und die Kinder im Hause hatten ihn so lieb, als wäre er ihr Bruder.

Georg war eines Abends eben vor der Hausthüre beschäftigt, von Tannenreis kleine Büschel zum Einheitzen zu machen. Er hackte das Reis mit einem kleinen Handbeile auf dem Hackstocke kurz, und die Kinder des Bauers banden es mit Strohbändern zu Büscheln. Da kam ein Mann aus Georgs Wohnort, und sagte zu ihm: „Du, Hans Jörg! Deine schöne Kuh daheim hat der Wolf zerrissen. Deine Mutter war sehr traurig und weinte bitterlich. Als sie hörte, daß ich hier durchreise, hat sie mir aufgegeben, dir von diesem Unglücke Botschaft zu bringen, und dich zu grüßen. So, nun weißt du's. Behüt' dich Gott; ich muß heute noch weiter."

Georg fing an schmerzlich zu weinen; die Kinder jammerten auch. Der Bauer und die Bäuerin kamen zur Hausthüre heraus und sagten: „Was gibts denn? Was habt ihr?" Die Kinder erzählten es, und Georg sagte schluchzend: „Ach, meine liebe Mutter wird einen großen Jammer haben, daß sie um das gute Thier gekommen ist. Die Kuh war die schönste in unserm Dörflein; Ihr selbst habt keine schönere. Sie war schön braun,

und hatte ein weißes Sternlein auf der Stirne. Sie war so glänzend und glatt, daß kein Tropfen Wasser auf ihr stehen geblieben wäre. Sie war von der besten Art und gab des Tages sechs bis acht Maß Milch. Ach, eine gute Milchkuh ist eine große Wohlthat Gottes. Sie machte meine Mutter reich; jetzt aber ist die Mutter recht arm. Die Milch war die beste, ja fast einzige Nahrung meiner Mutter; eine andere Kuh zu kaufen, ist sie nicht im Stande. Das ist ein großes Elend!"

Der gute Knabe ging weinend in seine Kammer. Er betete — und sann nach, wie seiner Mutter zu helfen sey. Er hatte noch nichts von seinem Lohne eingenommen. Er wollte, da er sehr dürftig gekleidet hieher gekommen war, für das Geld sich einen neuen Hut und eine rothe Weste kaufen, wie die Bauernbursche im Dorfe sie trugen, und er hatte sich schon lange darauf gefreut. Allein nun dachte er nicht mehr an Hut und Weste. „Ich will," sagte er, „für meinen Lohn eine Ziege kaufen, und sie meiner Mutter bringen; so ist ihr doch wenigstens einstweilen aus der größten Noth geholfen!"

Er ging sogleich zum Bauer, sagte ihm sein Vorhaben und bat, was er bisher an Lohn einzunehmen habe, ihm auszuzahlen. Der Bauer lobte Georgs kindliche Liebe und bezahlte ihn. Die Kinder sagten: „Nun bekommst du aber keinen neuen Hut und keinen rothen Brustfleck." Allein Georg

sagte: „Ich kann ohne einen neuen Hut und Brustfleck recht wohl leben, und frisch und gesund seyn; meine Mutter aber kann nicht ohne eine Ziege leben. Ich will nun sogleich zum Bauer draußen am Bühel laufen! Der hat zwei schöne Ziegen. Vielleicht gibt er mir eine davon zu kaufen."

Georg kam aber betrübt zurück, und sagte: „Der Mann hat gesagt, seine Ziegen seyen ihm nicht feil; wenn ich ihn aber recht gut bezahle, so wolle er mir doch, weil ichs sey, eine davon überlassen. Allein er forderte noch einmal so viel Geld, als mein Lohn beträgt. Nun ist meine Freude vereitelt. Ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen."

„Nun Kinder," sagte die Bäuerin lächelnd, „so haltet ihr einmal Rath, wie dem guten Georg und seiner armen Mutter zu helfen sey. Besinnt euch, wie ihr das Geld zusammen bringen könnet. Du, Liese, du bist die älteste; rede du zuerst; fällt dir nichts ein?" „Ei ja," sagte Liese, „wir wollen das Geld aus unsern Sparbüchsen zusammenlegen." „Nun wohl," sagte die Mutter, „das ist ein schöner Einfall; macht es so." Die Kinder liefen fort und kamen mit ihren blechernen Büchsen. Sogar das kleinste kam, und rief: „Liebe Mutter, sieh! Da sind auch meine Sparpfennige." Die Sparbüchsen waren verschlossen und oben befand sich eine Oeffnung, um das Geld hinein zu schie-

ben. Die Mutter hatte die Schlüsselchen. Sie öffnete die Büchsen und schüttete das Geld auf den Tisch. Da die ersparte Münze nicht reichte, wollten die Kinder auch noch ihr Pathengeld dazu legen. Allein die Mutter sagte: „Euer Pathengeld dürft ihr nicht wegschenken. Was noch fehlt, will ich von meinem Ersparten hergeben.“ Georg weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. „Ach,“ sagte er, „ihr seyd doch recht gutherzige Kinder.“ „Ei,“ sagte Liese, „du bist noch viel gutherziger! Was wir an Kleidern brauchen, schaffen unsre Aeltern uns an; du aber mußt es mit deiner Arbeit verdienen, und doch gibst du deinen Lohn für deine Mutter dahin!“

Georg nahm das Geld und ging, die Ziege zu holen, und alle Kinder begleiteten ihn. Sie brachten sie wie im Triumphe. „Seht nur,“ sagte Georg zum Bauer und der Bäuerin, „wie schön sie ist! Wie schön weiß mit schwarzen Flecken! Wie lang ihre Haare und wie schön gekrümmt ihre Hörner sind, und welche schelmische Augen und welchen langen Bart sie hat! Sie soll auch recht viel Milch geben, sagte der Mann.“

Georg führte die Ziege in den Stall und band sie an, und die Kinder brachten so viel Futter herbei, daß die Ziege mehrere Tage genug daran gehabt hätte, und Georg ihnen abwehren mußte, nicht noch mehreres zu bringen.

„Morgen,“ sagte Georg zu dem Bauer, „will ich die Geis meiner lieben Mutter bringen, wenn Ihr es erlaubt, und wenn Ihr meint, daß von dem Wolfe nichts mehr zu fürchten sey.“ Der Bauer erlaubte ihm, zu gehen und sagte: „Vor dem Wolfe sind wir, Gottlob! sicher. Seit man so fleißig Jagd auf ihn macht, hat er unsere Gegend verlassen. Man sieht und hört weit und breit nichts mehr von ihm.“

„Nun,“ sagte Georg, „so will ich mich denn morgen in aller Frühe auf den Weg machen. O wie freue ich mich, die liebe Mutter zu sehen! Wie froh bin ich, ihr meine kindliche Dankbarkeit für das viele Gute, das sie mir erwiesen hat, ein wenig an den Tag legen zu können! Ich hoffe, sie hat dann in ihrem großen Leid doch auch wieder eine kleine Freude.“ Der gute Knabe selbst konnte vor Freude die halbe Nacht nicht schlafen.

4.

Der arme Greis.

Am andern Tage, bevor noch die Morgenröthe anbrach, war Georg schon reisefertig. Die Bäuerin machte ihm ein Frühstück, und gab ihm noch Le-

bensmittel mit auf den Weg. „Und da," sprach sie, „hast du noch einen Laib Brod, und ein Stück geräucherten Speck, und einige Reisten Flachs für deine Mutter." Georg dankte, packte Alles in seinen Zwerchsack, warf den Sack über den Rücken, führte die Ziege an einem Stricke, trieb sie mit einem Stecken vor sich her, und eilte freudig seiner Heimath zu.

Der Boden war hart gefroren, und mit frischem Schnee leicht bedeckt, der in der vergangenen Nacht gefallen war. Georg kam auf seiner kleinen Reise durch das Weiler Wolfsbühl, zu einer schönen Kapelle, die auf einer Anhöhe stand. Die Thüre war offen. „Ich muß doch den Rath meiner Mutter befolgen und hineingehen, um zu beten," sagte er. „Was fange ich aber einstweilen mit der Ziege an? Es wäre unschicklich, ja sündhaft, das Thier mit in die Kirche zu nehmen." Er band sie außen an der eisernen Handhabe der Thüre fest, trat hinein und kniete vor dem Altare nieder. Er betete recht herzlich für seine Mutter. Er gedachte ihrer Ermahnung, sie nicht zu vergessen, und freute sich, daß er die Ziege für sie gekauft habe. Eben so herzlich betete er für seinen seligen Vater, für seinen Bauern und seine Bäuerin und deren Kinder, und für alle seine Wohlthäter. „Lieber Vater im Himmel!" sprach er unter Anderm, „ich verspreche Dir, Deine heiligen Gebote und die guten Lehren

meiner lieben Mutter immer getreulich zu befolgen, und Dir und Deinen heiligen Engeln und allen guten Menschen Freude zu machen. Gib mir doch Deine Gnade dazu! Besonders stehe mir bei, meiner armen Mutter Gutes zu thun!"

Getrost trat er nun wieder aus der Thüre. Da erblickte er einen eisgrauen, abgelebten Greis, der auf der steinernen Bank vor der Thüre saß. Zu seinen Füßen lag ein großer Büschel Reisholz. Der alte Mann stützte sich auf seinen Stab, betrachtete aufmerksam die Ziege, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Georg grüßte ihn freundlich, und fragte: „Guter, alter Vater, warum betrachtet Ihr die Ziege so wehmüthig, und warum weint Ihr?"

„Ach!" sagte der Mann, „eine solche schöne Ziege hatte ich auch, und ihre Milch war meine beste Nahrung. Allein der Wolf hat sie mir zerrissen. Seit der Zeit ist meine arme Küche schlecht bestellt. Ich muß mich nur mit Wassersuppen begnügen, und auch zu meinem Stücklein Brod habe ich keine Ziegenkäse mehr. Ich bin jetzt viel kraftloser. Ich glaube kaum, daß ich noch im Stande seyn werde, diese Bürde Holz heim zu bringen, obwohl es zu meiner Hütte, der kleinsten und armseligsten, die du dort unten, am Ende des Dorfes Greiselbach siehst, nur mehr einige hundert Schritte ist."

„Ei," sagte Georg, „da ist leicht zu helfen. Ich will Euch Eure Bürde geschwind hinunter tragen zu Eurer Wohnung." Der Greis wollte das nicht zugeben. Allein Georg dachte an die Worte seiner Mutter: „Sey, so viel in deinen Kräften steht, dienstfertig gegen alle Menschen; einem Nothleidenden beizustehen, macht, so wie das Beten, keinen Aufenthalt." Er sagte daher: „Laßt mich nur! Es macht mir wenig Mühe, und ehe eine Viertelstunde vergeht, bin ich ja wieder hier oben. Die Ziege wird indeß hier ja sicher seyn?" „O ja wohl," sprach der Greis; „sie wird gewiß nicht gestohlen. Dafür stehe ich. Die Leute in der Gegend umher sind ehrliche Leute."

Georg eilte mit der Bürde auf seinen Schultern schnellen Schrittes, und hie und da mit hohen Sprüngen, den Hügel hinab. Der Greis folgte ihm langsam. Georg legte das Holz neben die Thüre hin, und kehrte zurück. Der Greis begegnete ihm nicht weit vom Dorfe, und dankte ihm mit Thränen in den Augen. „Du bist ein guter Jüngling," sagte er, „der das Alter ehrt. Gott wolle dir deine Liebe gegen einen fremden alten Mann hundert und tausendmal vergelten! Und das wird Er auch! Denk an mich." Georg drückte dem Greise gerührt die Hand, wünschte ihm fröhliche Tage in seinem Alter, und ging weiter, erfreut, ein gutes Werk gethan zu haben. „Das war

auch ein Almosen," dachte er; „man kann, auch ohne Geld zu haben, gegen die Armen wohlthätig seyn."

5.

Der Wolf und die Ziege.

Kaum hatte Georg den Greis verlassen, und war noch keine zehn Schritte gegangen, so kamen die Knaben, die sich auf dem Eise des nahen Baches ergötzten, fast außer Athem gesprungen und schrien: „Der Wolf! Der Wolf!" Alle sahen vor Schrecken ganz bleich aus. „Wo habt ihr den Wolf gesehen?" fragte Georg. „Dort oben auf der Höhe; er lief eilig der Kapelle zu!" sagte ein Knabe — sprang weiter und flüchtete sich mit den andern Knaben in das nächste Haus. Georg hatte einen Todesschrecken. „Ach," rief er jammernd und rang die Hände, „da hat der Wolf meine Ziege zerrissen! O meine arme Mutter! Nun weiß ich dir nicht mehr zu helfen."

Er eilte den Hügel hinauf, ohne daran zu denken, daß er vielleicht sein eigenes Leben in Gefahr bringe. Allein als er auf dem Hügel ankam — blieb er voll des höchsten Erstaunens stehen. Seine Ziege war unversehrt, nur war sie etwas scheu

und bemühte sich zu entfliehen. Als sie aber ihn erblickte, wurde sie ruhig und fing an zu meckern, als freue sie sich seiner Ankunft. Die Kapellthüre, die halb offen gewesen, war jetzt geschlossen, und aus einem der zwei runden vergitterten Fenster zu beiden Seiten der Thüre streckte der Wolf seinen Kopf heraus. Das Fensterglas hatte er zersplittert, und bemühte sich aus allen Kräften durch das eiserne Gitter heraus zu brechen. Er sperrte den Rachen weit auf und seine Augen funkelten vor Wuth. Es gelang ihm aber nicht, seiner Gefangenschaft zu entrinnen.

„Das ist ein offenbares Wunder!" sagte Georg. „Wer hat meine Ziege in Schutz genommen, und das grimmige Unthier da eingesperrt? Kein Mensch wäre das im Stande gewesen. Auch sehe ich hier im Schnee keine anderen Fußtritte von Menschen, als die meinigen und die des alten Mannes. Die Fußstapfen des Wolfes gehen aber gerade zur Thüre hinein. Nur ein Engel Gottes, der ohne den Boden zu betreten, schwebend vom Himmel herab kam, konnte das wilde Thier bändigen und es so leicht hier hineinleiten und verschließen, damit es den Menschen nicht mehr schaden könne." Er dankte Gott mit erhobenen Händen.

Indeß war der Greis herbei gekommen. Er hatte das Jammergeschrei der Knaben: „Der Wolf, der Wolf!" gehört, sich eilig mit der alten, rostigen

Lanze, die er als ehemaliger Kriegsmann in seiner Hütte aufbewahrte, bewaffnet und wollte sehen, ob er seinem Wohlthäter nicht noch zu Hülfe kommen könne.

„Da seht einmal das Wunder an, das hier geschehen ist!" rief Georg ihm entgegen. „Seht, der Wolf ist gefangen, ohne daß er meiner Ziege ein Haar krümmen konnte. Nun sagt mir doch, wie Ihr meint, daß die Sache zugegangen sey?"

„Das ist mir ganz klar," sagte der Greis; „ich kann es dir erzählen, als wäre ich dabei gewesen. Als der Wolf die Ziege witterte und von fern erblickte, rannte er voll Raubgier auf sie zu. Die Ziege, die an der halb offenen Thüre angebunden war, und ihn kommen sah, flüchtete sich in die Kapelle. Da sie an der Thüre, die nach Innen aufgeht, angebunden war, und dem Wolfe entfliehen wollte, aber nicht vorwärts konnte, wandte sie sich seitwärts, und verbarg sich, wie an einem Leitseile geführt, hinter die offene Thüre. Der Wolf, der sie aus den Augen verloren hatte, rannte voll Blutdurst und blinder Wuth geraden Wegs vorwärts bis zum Altare. Als die Ziege ihn dort vornen sah, sprang sie augenblicklich wieder aus der Kapelle heraus, und zog die Thüre mit dem Stricke, der daran befestigt war, hinter sich zu. So ward der Wolf gefangen."

„So war es denn kein Wunder," sagte Georg betroffen und nicht mehr so fröhlich; „so ging denn Alles ganz natürlich zu?"

„So natürlich es zuging," sprach der Greis, „so ist es doch ein Wunder. Es ist ein Wunder der göttlichen Vorsicht. Gott hat Alles so gefügt. Durch Seine Schickung ward nicht nur deine Ziege gerettet, nicht nur das verderbliche Raubthier unschädlich gemacht — du hast noch eine große Belohnung zu erwarten. Denn unser gnädigster Fürst hat einen Preis von zehn Goldgulden ausgesetzt für Denjenigen, der dieses Raubthier fängt oder erlegt. Dieser Preis gebühret dir. Du bist die nächste Ursache, daß es gefangen wurde. Du hast, ohne es zu wissen, eine künstliche Wolfsfalle angelegt. Du wirst den Lohn auch sicher erhalten."

Georg erstaunte; denn zehn Goldgulden waren in jenen Zeiten eine große Summe Geldes. „O wenn das so ist," sprach er, „so kann ich ja meiner Mutter nicht nur eine Kuh kaufen, sondern es bleibt mir noch viel Geld übrig, das ich aber Alles meiner Mutter geben werde. Wenn ich das Geld bekomme, so schenke ich Euch die Ziege, und Euch ist dann auch wieder geholfen. Wenn Ihr nicht gewesen wäret, so hätte ich meine Ziege unbesorgt losgebunden, wäre meines Weges gegangen, und der Wolf hätte die Ziege gewittert, sie zerrissen, und vielleicht mich noch dazu."

Der Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Gottes Barmherzigkeit sey gepriesen! Er hat es dir vergolten, daß du mir

meine Bürde zu meiner Hütte getragen hast. Er hat mein Gebet erhört, und nun auch mir in meiner Noth geholfen. Laß uns Seine heilige Vorsehung dankbar anbeten!"

6.

Der belohnte Sohn.

Nachdem Beide vor der Kapellthüre Gott gedankt hatten, setzte der müde Greis sich auf die Bank vor der Kapelle; Georg aber lief hinab nach Greiselbach. Die Leute wagten sich nicht aus ihren Häusern; sie guckten bloß bei den obern Fenstern heraus, um zu vernehmen, wie die Geschichte mit dem Wolfe abgelaufen sey. Georg rief: „Kommt! Ihr habt nichts mehr zu befürchten. Der Wolf ist gefangen und in der Kapelle eingesperrt." Der Vogt kam mit einigen der beherztesten Männer herauf. Sie schauten bei den zwei Fenstern hinein und sahen, daß der Wolf wirklich in der Kapelle sey, und wüthend an den Wänden gegen die hohen Fenster der Kapelle empor springe. Wann er dann wieder gegen die kleinen Fenster herkam, bebten die Männer scheu zurück.

„Gottlob!" sagte der Vogt, „der Wolf ist richtig gefangen. Wir sind nunmehr sicher vor ihm

und unser Vieh auch. Wie ihr aber dieses gemacht habt, ist mir unbegreiflich.“ Der Greis erzählte es den erstaunten Männern. „Ei, ei,“ sagten die Bauern, „wer hätte das geglaubt, daß die Ziege den Wolf fangen könnte!“ „Es ging da,“ sprach der Vogt, „wie ich euch hundertmal gesagt habe: Wenn der Dieb reif ist, holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Der Vogt rief noch einmal: „Nun, Gott sey Lob und Dank! Er hat geholfen. Ich werde nun auf der Stelle einen reitenden Boten an den gestrengen Ritter mit der fröhlichen Botschaft absenden. Herr Ulrich von Wildburg wird sicher hoch erfreut seyn. Du aber, junger Geishirt, mußt indessen hier bleiben. Du wirst dann deine gebührende Bezahlung erhalten. Bis dahin werde ich für dich und deine Ziege sorgen; ihr sollet an nichts Mangel leiden.“

Einer der Bauern ritt spornstreichs nach Wildburg. Der Ritter saß mit seiner Gemahlin und seinem Sohne eben bei Tisch. Er warf sobald er die Nachricht vernahm, Messer und Gabel auf den Tisch, sprang vor Freuden auf und rief: „Das ist herrlich! Das ist ein Fest für einen ehrlichen Weidmann! Ich eile auf der Stelle hin! Konrad, freue dich, du darfst auch mit.“ Er befahl sogleich zu satteln, und alle Jagdlustige im Dorfe, zu Pferd und zu Fuß, aufzubieten. „Den Braten da,“ sagte er, „packt in den Jagdranzen; wir wollen ihn nach

erlegtem Wild auf Weidmannsart von der Faust verzehren."

Bis die Pferde gesattelt und seine Leute zusammen gekommen waren, ließ er sich von dem Boten Alles ausführlich erzählen, und rief während der Erzählung öfter: „Herrlich, prächtig! Das soll eine Lust seyn, das Raubthier zu erlegen."

Er und seine Reiter setzten sich zu Pferd; viele neugierige Leute folgten, so eilig sie konnten zu Fuß. Der Ritter kam bei der Kapelle an, achtete kaum auf die tiefen Verbeugungen der Bauern, schaute durch eines der kleinen Fenster und rief: „Wahr und wahrhaftig, der Wolf ist gefangen! Er ist ein so herrliches Stück Wild, als ich in meinem Leben eines gesehen habe. Nun soll der Spaß sogleich angehen." Er fing an, seine Mannschaft in Bereitschaft zu stellen.

Der Vogt näherte sich ihm demüthig und sprach: „Mir däuchte es am Besten, das Thier da drinnen verhungern zu lassen; so hätte kein Mensch Mühe damit und keines Menschen Leben käme in Gefahr."

Allein der Ritter rief trotzig: „Meinst du, wir seyen so feige Memmen wie ihr? Nein, nein, von diesen meinen eigenen Händen, durch diesen Spieß soll der Unhold sterben, wie es nach Weidmanns Gebrauch sich gebührt und Rechtens ist. Er hat mir und meinen Unterthanen Herzenleid genug angethan. Hurtig! stellt euch in Ordnung, wie ich

gesagt habe, und Einer, der dazu Muth hat, öffne die Thür'."

Ein Jäger, mit einem Spieße bewaffnet, öffnete die Thüre. Allein der Wolf wollte nicht heraus. „Er merkts," rief der Ritter, „daß kein guter Willkomm auf ihn warte. Geschwind, hetzt die Hunde auf ihn; da wird er, mag er wollen oder nicht, doch herauskommen." Der Ritter nahm seine Stellung einige Schritte vor der Thüre, den ausgestreckten Spieß mit beiden Händen haltend. Der Wolf kam heraus, und der Ritter stieß ihm den Spieß in den offenen Rachen. Das Thier spie einen Strom dunkelrothen Blutes aus, und röchelte und zappelte zu den Füßen des Ritters. Der Ritter jauchzte vor Freuden und rief: „So soll es jedem Räuber gehen. Lustig, steckt grüne Zweige auf eure Helme und Mützen!" Alle Knappen, Jäger und Bauern vollzogen seinen Befehl, und erhoben seine Tapferkeit bis an den Himmel.

Eine Menge Leute, auch Weiber und Kinder, kamen herauf, den Wolf zu sehen, der lang ausgestreckt zu des Ritters Füßen lag. Der Ritter war in der Freude seines Herzens höchst gnädig. „Nicht wahr," sagte er, „so lang das Thier lebte, hättet ihr euch um alle Welt ihm nicht genahet? Nun, nun, so etwas wagen nur wir Ritter und ihre Getreuen. Auf, kommt nun her und sehet den furchtbaren Rachen und die scharfen Zähne des

Thieres, seinen zotigen Balg und die ungeheure Länge!" Die Leute bewunderten das Thier und den Muth des Ritters, worüber er höchst vergnügt war.

Jetzt fragte der Vogt den Ritter: Ob Georg sich der verheißenen Belohnung vertrösten dürfe? „Wohl, wohl," rief der Ritter, „die soll er haben. Er hat mir zwar das Thier nur vor meinen Spieß gebracht; allein ich begnüge mich mit der Ehre. Er soll mit mir kommen. Ich werde ihm das Geld, wiewohl ich es erst späterhin von dem fürstlichen Rentamte wieder erhalten werde, sogleich ausbezahlen.

Der Vogt brachte diesen Bescheid dem Georg, und Georg sagte zu dem Greise: „Nun ist die Ziege Euer!" und ging zum Ritter hin, ihm zu danken, und der Greis begleitete Georg, und erzählte dem Ritter, wie dienstfertig Georg an ihm gehandelt, und ihm überdies eben jetzt die Ziege geschenkt habe. Der Ritter blickte den alten Mann an und rief: „Wie, was? Dich kenne ich ja! Du warest einst ein tapferer Kriegsmann, und hast unter mir gedient. Der Georg ist ein trefflicher Bursche, daß er dir die Ziege geben will! Ich aber gebe dir noch einen Goldgulden dazu; trinke auf meine Gesundheit."

Konrad nahm jetzt seinen Vater ein wenig bei Seite, und sprach zu ihm: „Die Belohnung, die der gute Knabe erhält, gibt eigentlich der Landesfürst. Wir aber sollten doch auch etwas thun.

Als ich dort auf jenem Baume in so großer Noth war, machte ich das Gelübde, irgend ein großes gutes Werk zu entrichten. Dieses Gelübde habe ich noch nicht gelöst. Wie wäre es, wenn wir der Mutter Georgs eine Kuh schenkten? Ich will sie von meinem Spargelde bezahlen."

„Wohl, sehr wohl," sagte der Ritter, rief Georg herbei, und sprach zu ihm: „Da du dem alten Kriegsmanne deine Geis schenkest, so will ich Hans Ulrich von Wildburg, mich nicht schlechter finden lassen. Deine Mutter soll die beste Kuh aus meinem Stalle haben. Du mußt heute Nacht in meinem Schlosse bleiben, und morgen früh werde ich dir die verheißene Belohnung ausbezahlen, und mein Schweizer soll die Kuh zu deiner Mutter hinführen."

Ritter Ulrich und sein Sohn ritten zurück auf das Schloß, und kamen bei finsterer Nacht dort an. Adelhaid, die Gemahlin des Ritters, saß bei angezündeter Lampe in ihrem zierlich getäfelten Zimmer und spann. Beide erzählten ihr Alles, was geschehen war, sehr lebhaft und ausführlich. Die edle Frau sagte: „In dieser Geschichte gefällt mir Georgs Frömmigkeit, seine Liebe zu seiner Mutter und seine Wohlthätigkeit gegen den armen Greis am Besten. Ich muß den guten Knaben kennen lernen! Konrad, geh doch sogleich hinab, und führe ihn herauf. Er wird indeß angekommen seyn und sich drunten in der Stube befinden."

Konrad, in seiner grünen Jagdkleidung mit goldenen Schnüren und Börtchen, führte den schüchternen Georg, der in rauhen Zwillich gekleidet war, an der Hand in das Zimmer. Die Frau grüßte Georg überaus freundlich, und lobte ihn, daß er von seinem hart verdienten Lohne für seine Mutter die Ziege gekauft, und als die Mutter sie nicht mehr so nöthig hatte, sie dem armen Greise geschenkt habe. Sie that viele Fragen an ihn; denn sie dachte von seiner Mutter, die einen so guten Sohn erzogen hatte, noch Manches zu lernen. Sie war mit seinen Antworten sehr zufrieden, gab ihm viele herzliche Grüße an seine Mutter auf, und entließ ihn sehr gnädig.

Als er fort war, sprach sie zu Konrad: „Es freut mich, daß du Georgs Mutter mit deinem Taschengelde unterstützen willst. Allein sonst hast du dich in dieser Geschichte mit dem Wolfe nicht gut betragen. Deine Heftigkeit, dein Ungehorsam hätte dich bald um das Leben gebracht, und mich und deinen Vater in eine unaussprechliche Betrübniß versetzt, wenn Gott nicht in das Mittel getreten wäre und Alles zum Bessern gelenkt hätte. Ich wünsche, daß du an edlen Gesinnungen dem armen Knaben im Zwilchkittel gleichen mögest. Das würde dich mehr zieren, als das Gold auf deinem Kleide."

Zu Ritter Ulrich, ihrem Gemahl, sprach sie: „Ich habe mich aufs neue überzeugt, das Aller-

nothwendigste sey, die Kinder so zu erziehen, daß sie Gott fürchten, ehrerbietig und gehorsam gegen die Aeltern, und wohlwollend und liebevoll gegen alle Menschen werden. Damit sie aber dieses können, müssen sie vor Allem ihre heftigen Neigungen beherrschen lernen. Mit den Herzen der Kinder ist es wie mit einem Acker; Dornen und Disteln müssen ausgerottet werden, bevor die guten Samenkörnlein gedeihen und Früchte bringen können. Das ist für alle Kinder gleich nothwendig, sie mögen nun in einer armen Hütte oder in einem Schlosse aufwachsen, und dazu bestimmt seyn, einmal die Pflugschar, den Degen oder die Feder zu führen.

7.

Die erfreute Mutter.

Am andern Morgen saß Margaretha bei ihrem warmen Ofen, und spann sehr emsig. Da kam eilig die Nachbarin herein und rief: „Ich bringe Euch fröhliche Botschaft! Euer Georg hat den Wolf eingefangen und erhält den Preis, der auf den Kopf des Thiers gesetzt war. Der brave Knabe hat Eure schöne Kuh an ihrem Mörder gerächt, und Ihr bekommt für Euren Schaden noch obendarein einen reichen Ersatz.“

Margaretha aber schüttelte den Kopf, und konnte es nicht glauben. „Wie wäre das möglich?“ sprach sie. „Mein Georg hat sich nie mit der Jagd abgegeben, und nie ein Vögelein getödtet. Er hat nie Pfeil und Bogen in die Hand gebracht. Auch ist er eher ein Knabe als ein Jüngling; wie hätte er ein so furchtbares Thier überwältigen können? Mir kommt es vor, man habe dieses Mährchen nur ersonnen, meiner zu spotten. Das thut mir wirklich recht wehe, und ich könnte darüber weinen!“ Wirklich standen ihr Thränen in den Augen.

Die Nachbarin sagte: „Je nun, auch mir kam die Nachricht ein wenig verdächtig vor. Allein unser Jäger, der sich schon viele Mühe gegeben hat, den Wolf zu erlegen, hat eben vernommen, es sey wirklich so. Der ehrliche Weidmann hat zwar die nähern Umstände noch nicht erfahren; er hat aber keinen kleinen Verdruß, daß, wie er sagte, ein unbärtiger Knabe der ganzen löblichen Jagdgenossenschaft den Preis gleichsam vor der Nase weggenommen habe. Doch,“ setzte die Nachbarin noch bei, indem sie nach der Thüre griff, „wir werden ja weiter hören, wie sich die Sache verhält.“

Margaretha spann mit zitternden Händen fort, und sann der Erzählung der Nachbarin weiter nach. Je mehr sie aber nachsann, desto unglaublicher kam ihr die Geschichte vor. Der Schmerz über den blutigen Tod ihrer so nützlichen Kuh erneuerte sich,

und sie ward aufs neue herzlich betrübt. Da trat voll Freude Georg herein, erzählte was für ein großes Glück ihm der liebe Gott beschert habe, und wie Alles zugegangen sey — und zählte ihr die zehn Goldgulden auf den Tisch. Margaretha glaubte kaum ihren Augen und Ohren; sie konnte nur staunen und Gott danken.

Georg blickte durch das Fenster, nahm seine Mutter bei der Hand, und rief freudig: „Nun kommt einmal mit mir heraus und seht! Unser gestrenger Ritter schickt Euch eine andere Kuh, die Euch gewiß gefallen wird.“ Die Mutter ging mit dem Knaben hinaus vor die Thüre. Da stand der Schweizer, und hielt die Kuh am Horn. „Die Kuh,“ sagte der Schweizer, „ist eine der schönsten und besten aus meinem Stalle. Ich verliere sie sehr hart. Mein einziger Trost ist, daß sie wieder in einen guten Stall kommt. Denn ich weiß, wie ordentlich Ihr Eure verlorne Kuh gefüttert, und wie reinlich Ihr sie gehalten habt. Eure Kuh war die schönste Kuh weit umher — die meinigen ausgenommen.“

Margaretha, die sich noch immer von ihrem Erstaunen nicht recht erholen konnte, rief: „O mein Gott, wie gut bist Du! Du verwandelst Leiden in Freuden. Als Du das Unglück über mich geschickt hast und ich meine Kuh verloren hatte, dachte ich freilich nicht, daß Du mir dadurch ein größeres Glück bereiten wollest. Doch von dem Zeitlichen will

ich gar nicht reden. Der zeitliche Schaden ward mir zum ewigen Segen. Die Noth lehrte mich eifriger beten und herzlicher auf Dich vertrauen; und Du ließest mein Vertrauen nicht zu Schanden werden."

Sie wandte sich hierauf zu dem Schweizer und sprach: „Ich habe eine unbeschreiblich große Freude. Ich sehe auch recht gut ein, daß ich Euch ein recht ansehnliches Trinkgeld geben sollte. Vor einer Viertelstunde hatte ich kaum einige rothe Heller im Hause. Aber nun kann ich Euch einen Goldgulden geben."

„Laßt es gut seyn," sprach der ehrliche Schweizer; „der gestrenge Herr hat mir streng, bei Verlust meines Dienstes, verboten, ein Trinkgeld anzunehmen. Die gnädige Frau aber hat mir anstatt Eures Trinkgeldes noch einmal so viel gegeben, als ich billiger Weise von Euch hätte erwarten können. Lebt wohl, und Gott gebe Euch zu der Kuh Glück und Segen."

Nachdem der Schweizer fort war, und Margaretha und Georg die Kuh in den Stall geführt, und ihr von dem Heu, das noch im Ueberfluß da war, reichlich auf die Raufe gesteckt hatten, gingen sie in die Stube. Margaretha setzte sich in ihren Lehnstuhl und sagte: „Die Freude ist mir gleich einem großen Schrecken durch alle Glieder gedrungen; ich fühle mich ganz matt und müde!" Georg mußte ihr Alles noch ausführlicher erzählen. Sie hörte sehr aufmerksam zu, und bezeigte ihm mehr-

mals ihre Freude über sein Betragen. Am Ende der Erzählung sagte sie: „Liebster Georg! Du hast die Worte deiner Mutter getreulich befolgt. Du hast dich an Gott gehalten, dem Nebenmenschen Gutes erwiesen, und deiner Mutter Freude gemacht. Thu' das ferner. Wer Gott liebt, Ihm gehorcht und vertraut, wer die Aeltern ehrt, wer keinem Menschen ein Leid, sondern Allen nur Gutes thut, an dem haben Gott und Menschen Freude, und es geht ihm wohl in dieser und in jener Welt."

Was die Mutter ihm voraussagte, traf auch richtig ein. Er wurde ein wackerer, wohlhabender, sehr geachteter Bauersmann. Aber auch Konrad wurde nicht nur ein sehr tapferer, sondern was noch mehr ist, ein sehr edler, mit Recht hochgeehrter Ritter.

Die Sage von dieser Begebenheit hat sich bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts erhalten, und besteht wahrscheinlich noch jetzt. Die Wildburg ist schon längst so von Grund aus zerstört, daß nur die Stätte davon übrig geblieben, worauf jetzt noch der Name des Dorfes Wildburgstetten hindeuten mag. Ein benachbartes Weiler heißt Wolfsbühl. Wenn man auf dem Wege von Dinkelsbühl nach Nördlingen durch Greiselbach kommt, erblickt man, auf einer Anhöhe zur Linken der Straße, die erwähnte Kapelle.

Die Krebse.

Katharina war ein sehr fleißiges und geschicktes, ein sehr freundliches und sittsames Mädchen. Nur einen großen Fehler hatte sie — sie war sehr naschhaft. Ihre Aeltern hielten den ersten Kaufladen in einem wohlhabenden Landstädtchen. Schon als Kind konnte, oder vielmehr wollte Katharinchen der Versuchung nicht widerstehen, hie und da die Schublädchen mit den Weinbeeren, Zibeben und überzuckerten Mandeln heimlich zu besuchen. Als sie größer wurde, hatte sie kein Bedenken, manchmal ein Restchen Taffet oder Kattun, eine Elle Band oder Spitzen heimlich zu verkaufen, um diese oder jene Eßwaare, die ihr ein besonders guter Bissen schien, heimlich dafür einzukaufen. Ein besonderes Fest war es ihr immer, wenn es sich traf, daß ihre beiden Aeltern einen Nachmittag nicht zu Hause waren, und sie allein wirthschaften konnte. Da wurde denn immer gekocht, bald Kaffee oder

Schokolade gemacht, bald ein Hühnchen oder Täubchen gebraten.

Eines Tages war der Vater in Geschäften verreist und die Mutter zu einem Hochzeitmahle eingeladen. Katharina wollte sich diesen Tag recht zu Nutzen machen. Sie bat drei ihrer guten Freundinnen, sie nach Tische zu besuchen. Sie bewirthete sie mit Kaffee und Kuchen, mit Trauben, Aepfeln und Birnen, einer großen Torte, allerlei Zuckerwerk, und einer Flasche süßen, rothen Wein. Der Tisch war so reichlich besetzt, daß kein leeres Plätzchen mehr übrig war, auf das man noch ein Früchtekörbchen oder ein Teller mit Konfekt hätte stellen können. Alle vier Mädchen ließen es sich sehr wohl schmecken; sie plauderten, scherzten und lachten. Allein da sie gerade im größten Vergnügen waren, ging plötzlich die Thüre auf, und die Mutter trat mit einer fremden Frau in die Stube. Die Mädchen fuhren erschrocken von ihren Sitzen auf; Katharina aber hätte vor Schrecken und Scham in die Erde sinken mögen.

Die Mutter sagte für jetzt nichts; sie führte die fremde Frau in den Laden. Die Frau war vom Lande; sie war zum Hochzeitfeste gekommen und hatte während der Mahlzeit den Wunsch geäußert, einige hübsche, dauerhaft gefärbte Zeuge zu Kleidern für ihre Kinder einzukaufen. Katharinens Mutter hatte sie sogleich höflich gebeten, sich nach

der Mahlzeit mit ihr in ihren Laden zu bemühen, wo sie dann unter den schönsten und besten Waaren der Art zu den billigsten Preisen die Wahl haben werde. Die fremde Frau kaufte Mehreres, war mit dem Kaufe überaus wohl zufrieden, und Katharinens Mutter begleitete sie zurück in den Gasthof. Katharina aber, deren gute Freundinnen sich sogleich empfohlen hatten, mußte den zwei Frauen den Pack nachtragen.

Auf den Abend kam die Mutter wieder nach Hause; bald darauf kam auch der Vater von der Reise zurück. Die Mutter wollte ihm nicht sogleich bei seinem Eintritt in das Haus Verdruß machen; erst am andern Morgen erzählte sie ihm, wie übel Katharina sich aufgeführt habe. Der Vater war sehr bestürzt; die Mutter aber befahl Katharinen mit ihr zu dem Vater in die Schreibstube zu kommen. Katharina, die in der verflossenen Nacht wenig geschlafen hatte, folgte der Mutter mit zitterndem Herzen.

Der Vater machte ihr sehr ernstliche Vorstellungen. „Liebe Katharina,“ sagte er, „deine Naschhaftigkeit macht mir vielen Kummer. Du siehst sie nur für einen kleinen Fehler an; er ist aber sehr groß und von sehr großen Folgen. Wer seine Eßlust nicht bezwingen kann, wird nie ein edler Mensch. Er kann sich in andern Dingen noch weniger Gewalt anthun, und wird ein Opfer der

Sinnlichkeit. Wer nicht von einer Mahlzeit zur andern, ohne an Speis und Trank zu denken, sich mit seiner Arbeit beschäftigen kann und nicht Essen und Trinken darüber vergißt, bringt es nie weit. Und dann verleitet die Eßlust zur Unredlichkeit. Du hättest den gestrigen Aufwand nicht bestreiten können, wenn du nicht Manches aus dem Laden heimlich verkauft und das Geld für dich behalten hättest. Was du aber deinen Aeltern veruntreuest, ist auch gestohlen. Eine untreue Tochter, wie du, wird einst eine untreue Hausfrau, die den Schweiß ihres Mannes und den Noth- und Ehrenpfennig ihrer Kinder durch die Kaffeemühle jagt. O, beflecke doch dein Gewissen nicht, um deinen Gaumen zu kitzeln. Ich wollte ja lieber mein Leben lang mit schwarzem Brode und klarem Wasser vorlieb nehmen, als Unrecht thun. Wer so naschhaft ist, kann auf die Achtung der Menschen keinen Anspruch mehr machen; er wird in ihren Augen klein und verächtlich."

„Ja," sagte die Mutter, „so ist's genau, wie der Vater da sagt — und deine schönen Zähne verdirbst du dir mit den Süßigkeiten auch. Du bekommst in Bälde Zahnlücken, ja alle Zähne werden schwarz und faulen dir wohl gar aus — und viel Zuckerbrod verdirbt den Magen, und das zu viele Kaffeetrinken, besonders in der Jugend, macht eine gelbe, ausgetrocknete Haut und frühe alt —

und hunderterlei Krankheiten sind Folgen der ungemäßigten Eßlust. Wie viele arme Kranke hättest du mit dem Gelde, das du seit den Jahren deiner Kindheit vernascht und womit du dir nur Krankheiten eingekauft hast, erquicken können! Bedenke doch, daß der Mensch nicht bloß einen Magen hat, sondern auch ein Herz. Die Freude des Herzens, Arme zu erquicken und Trauernde zu erfreuen, ist unendlich höher, als das geringe, kurze Vergnügen an einer Speise. Fürchte dich doch der Sünde! Denk' an mich, Gott bestraft dich gewiß noch, wenn du dich nicht besserst. Jeder Betrug kommt am Ende doch auf. Es ist kein Fädelein so fein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen."

„So ist es," sprach der Vater, „ich selbst habe es erlebt, daß Gott die listigsten Betrügereien schlechter Menschen wunderbar an das Tageslicht brachte, und daß die Betrüger dann zur Strafe gezogen wurden. Ich denke, wenn du wieder einen solchen Streich machest, so bleibt er gewiß nicht verborgen. Dann geht es dir nicht gut. Ich sperre dich dann vier Wochen lang ein — bei Wasser und Brod, um dich an eine mäßige Mahlzeit zu gewöhnen."

Katharina sah die Wahrheit der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen ein; sie vergoß Thränen der Reue; sie versprach, sich gewiß zu bessern. Allein bald verfiel sie wieder in den alten Fehler. Ihre Aeltern fuhren eines Morgens in eine benachbarte

Handelsstadt. Der Vater hatte dort Geschäfte; die Mutter wollte dort eine kranke Base besuchen. Beide Aeltern schärften es Katharinen sehr ein, wohl Haus zu halten, und keine solche Einladungen, wie das letzte Mal, zu machen. Allein zwei von Katharinens Freundinnen kamen uneingeladen. Katharina dachte: „Es wäre doch nicht schicklich, sie so ganz trocken abzufertigen, ohne ihnen wenigstens eine Schale Kaffee vorzusetzen.“ Sie nahm sich aber vor, es den Aeltern nicht zu verheimlichen. Indeß war sie nicht so lustig, als sonst. Die zwei Freundinnen gingen deßhalb auch früher, als sie im Sinne gehabt hatten.

Bald darauf kam ein Bauersmann mit einem Zwerchsacke über den Schultern, und wollte für seinen kleinen Knaben, den er bei sich hatte, rothes Tuch zu einem Brustfleck einkaufen. Der Mann fand aber das Tuch zu theuer, und griff schon nach der Thüre. Da sagte Katharina: „Was habt Ihr denn da in Eurem Sacke, das ein so sonderbares Geräusch von sich gibt?“ „Krebse!“ sagte der Mann. „Was, Krebse?“ rief Katharina; „die sollen ja recht gut zu essen seyn?“ „Das denke ich,“ sagte der Mann; „sie sind die Leibspeise Eures Herrn Bürgermeisters.“ „Sind sie feil?“ fragte Katharina sehr schnell. „Sie sind fast so gut als verkauft,“ sagte der Mann; „die Frau Bürgermeisterin nimmt immer alle, so viel ich bringe. An

diesen aber wird sie eine besondere Freude haben, und mir sie gut bezahlen. Seht da!" sagte er, indem er den Sack öffnete, „sie sind sehr groß, und alle neu geschält; sie würden eine fürstliche Tafel zieren."

„Nun, wißt Ihr was," sagte Katharina, „ich nehme ein Dutzend davon. Ihr habt ja so viele, daß der Herr Bürgermeister sich an den übrigen doch noch satt essen kann. Wegen des rothen Tuches aber werden wir, wie ich denke, nun bald überein kommen. Wartet nur ein wenig!" Sie flog die Stiege hinauf. Sie hatte schon vor einiger Zeit ein kleines Restchen Scharlach auf die Seite gebracht, und kam nun damit herab. „Seht," sagte sie, indem sie den Scharlach dem Knaben anmaß, „das gibt für den Kleinen eine Staatsweste, und weil es ein Rest ist, so kann ich es auch wohlfeiler lassen." Der Handel ward richtig. Indeß war es Katharinen doch nicht recht wohl zu Muthe, als sie das Geld einstrich, und der Bauer ihr das Dutzend Krebse in eine irdene Schüssel zählte. Der Mann sagte ihr noch, weil sie, wie sie aufrichtig gestand, nie Krebse gekocht hatte, wie sie es machen solle, und ging.

Als der Mann fort war, wurde es ihr noch banger. „Ich hätte die Krebse doch nicht kaufen sollen!" sagte sie; „indeß ist's nun einmal geschehen, und wegwerfen kann ich sie doch nicht." Sie brachte

die Krebse in einer Pfanne voll Wasser über das Feuer, that Salz und Kümmel daran, deckte sie zu, und konnte kaum erwarten, wie die köstliche Speise schmecken werde. Zu ihrem Verdrusse ließ sich das Ladenglöcklein wieder hören, und sie mußte dort länger verweilen, als ihr lieb war. Sie eilte, so sehr sie konnte, wieder in die Küche. Allein als sie mit der einen Hand die Pfanne vom Feuer hob, und zu gleicher Zeit mit der andern Hand den Pfannendeckel abnahm — that sie einen lauten Schrei, und ließ vor Schrecken die Pfanne fallen. Denn mit Schauder und Entsetzen hatte sie die hochrothe Farbe der Krebse erblickt, und augenblicklich war ihr der entwendete Scharlach in den Sinn gekommen. Sie dachte an die Worte ihrer Aeltern: „Gott werde sie noch strafen, und ihre Betrügereien an den Tag bringen.“ Die wunderbare Erscheinung, daß alle Krebse, zumal wenn sie neue Schalen haben, sich roth sieden, war Katharinen gänzlich unbekannt. Sie glaubte, diese Begebenheit sey einzig in ihrer Art, und ihr Erstaunen war so groß, als ihr Schrecken. Ihr Schrecken ward dadurch noch vermehrt, daß die Pfanne ein Paar feine Kaffeeschalen mit goldenen Reifchen, die noch auf dem Herde standen, zerschlagen hatte. Krebse und Scherben lagen auf dem Kaffeebrette durch einander. Katharina wußte ihres Jammers kein Ende. Sie getraute sich die rothen Thiere

so wenig anzurühren, als glühende Kohlen. Sie fürchtete gar, die rothe Farbe möchte von Gift kommen. Sie bat wegen ihrer Sünde Gott unzählige Male um Vergebung, und nahm sich ernstlich vor, von nun an nie mehr den alten Fehler zu begehen.

In diesem Augenblicke hörte sie ein Posthorn und das Rasseln einer Kutsche, die vor dem Hause hielt. „Ach du mein Gott,“ rief Katharina, „jetzt kommen gar noch mein Vater und meine Mutter! Ich hätte sie vor zwei Stunden noch nicht erwartet! Ach, was werden diese zu dieser Geschichte sagen!“ Sie lief ihnen voll Jammers und mit nassen Augen entgegen. „O meine liebsten Aeltern,“ rief sie, „o kommen Sie doch mit mir in die Küche, und sehen Sie, was sich da Seltsames und Erstaunliches zugetragen hat.“ Die Aeltern gingen mit ihr in die Küche, um sich mit eigenen Augen von der unerhörten Begebenheit zu überzeugen. „Ach Himmel,“ rief die Mutter, „meine schönen Schalen!“ „Auch das ist ein großes Unglück,“ sagte Katharina; „aber sehen Sie nur erst die Krebse an, wie die aussehen.“ „Je nun,“ sagte der Vater, „ich sehe nichts Besonderes daran; sie sehen aus, wie alle gesottene Krebse aussehen.“ „Ach du mein Gott!“ rief Katharina mit neuem Schrecken, „mir kommen sie ganz scharlachroth vor, und das kommt von dem entwendeten Stücklein Scharlach, das ich heimlich verkaufte.“ Sie legte ein aufrichtiges Geständniß ab,

wie sie aus Begierde, eine ihr neue Speise zu verkosten, für den Scharlach und etwas Geld die Krebse eingehandelt habe.

So unzufrieden der Vater mit der Aufführung seiner Tochter war, so mußte er über Katharinens wohlverschuldeten Schrecken doch lachen; und auch die Mutter konnte, als eine erfahrne Köchin, sich des Lächelns über den Irrthum ihrer Tochter nicht erwehren.

Der Vater wurde indeß sogleich wieder sehr ernsthaft, nahm Katharina bei der Hand und sprach mit Nachdruck: „Du hast wohl Ursache, dich über dein Vergehen zu entsetzen; dein Schrecken aber über die rothe Farbe der Krebse ist ohne Grund. Du weißt nicht, daß alle Krebse, wenn man sie siedet, roth werden, so wie einige Fische vom Sieden blau werden. Es ist dieses eine wunderbare, aber eine ganz gewöhnliche Naturerscheinung, die jedoch dir als etwas höchst Ungewöhnliches und Außerordentliches vorkommen mußte. Allein so natürlich und gewöhnlich diese Erscheinung ist, so ist doch ihr Eintreffen gerade in dem Augenblicke, da du Böses thatest, eine Schickung Gottes, der alle, auch die kleinsten Dinge lenkt. Nimm also den Schrecken, den diese Begebenheit dir verursachte, als eine Warnung von Gott. Du hast sehr übel gehandelt, und es betrübt mich tief, daß du die redlichen wohlmeinenden Ermahnungen deines treuen

Vaters und deiner guten Mutter, ja die Stimme deines Gewissens nicht geachtet und wieder den alten Fehler begangen hast. Gott aber hat, durch diese merkwürdige Schickung, der Stimme deines Gewissens mehr Nachdruck gegeben, und dich auf sie aufmerksamer gemacht; du sahest in der unschuldigen rothen Farbe hier deine Schuld, und zittertest vor Gottes strafender Gerechtigkeit. Erkenne die Macht des Gewissens, dieser Stimme Gottes in uns. Wer sündigt, muß — auch wider Willen — sie hören. Er zittert vor seinem eigenen Schatten, und erschrickt vor einem rauschenden Blatt. Ueberall erblickt er nur seine Schuld; er muß sich immer fürchten, und die ganze Natur wird ihm schrecklich. Ja der kleinste Zufall kann ihn erschüttern und seine geheime Schuld an den Tag bringen. Handle daher immer so, daß du dich vor Gott und Menschen nie etwas zu fürchten hast; so wird der vorübergehende Schrecken, den du hattest, dir einen bleibenden Segen bringen für dein ganzes Leben."

Der Vater sah Katharinens Bestürzung, ihre Reue, ihren Ernst, sich zu bessern, und erließ ihr die Strafe, die er ihr früherhin angedroht hatte, die er aber nun nicht mehr für nöthig hielt.

Wirklich erlosch auch der Eindruck, den die Begebenheit auf Katharinen gemacht hatte, nie mehr in ihrem Herzen. Nie veruntreute sie mehr einen Heller; sie that sich alle Gewalt an, ihre Naschhaf-

tigkeit zu bezwingen. Sie war mit den gewöhnlichen Speisen zufrieden, verlangte keine Leckerbissen, wollte nie zur Unzeit essen, und ward überhaupt äußerst mäßig in Speis und Trank. Als sie schon längst verheirathet, eine vermögliche, angesehene Bürgersfrau und eine glückliche Mutter und Großmutter war, erinnerte sie sich noch des Schreckens, den ihr jene Krebse verursacht hatten; und erst kürzlich, als sie bei einer fröhlichen Mahlzeit war, und eine Schüssel voll der schönsten rothen Krebse, mit frischen grünen Selleriblättern umlegt, aufgetragen wurde, erzählte sie die Begebenheit ihren horchenden Enkeln. Am Ende der Erzählung fügte sie noch bei: „Die Krebse gehen sonst rückwärts; wie man denn auch von verschwenderischen Leuten, die in ihrem Hauswesen zurück kommen, zu sagen pflegt, es nehme mit ihnen den Krebsgang. Mir aber haben die Krebse vorwärts geholfen; doch nicht den Krebsen, sondern Gott, der sich der Krebse zu meiner Besserung bediente, habe ich es zu danken, daß ich meine Gelüste beherrschen lernte, daß ich jede unordentliche Begierde nach Speis und Trank, und überhaupt jede Art von unmässigem Aufwande vermied, und so zu einem nicht geringen Wohlstande, zu Glück und Segen gelangte.“

Der Kuchen.

Fritz, ein lebhafter, fröhlicher Knabe von zehn Jahren, war der Sohn des Jägers zu Grünenthal. Eines Morgens sollte sein Vater einen Brief des Herrn von Grünenthal nach Rauhenstein tragen, einem Schlosse, das jenseits rauher Berge einsam in einem großen, dicken Walde lag. „Der Gang wird mir sauer werden," sagte der Vater; „seit ich mir neulich auf der Jagd den Fuß übertreten habe, ist er noch immer nicht ganz hergestellt. Nach Rauhenstein aber hat man wohl drei Stunden zu gehen. Da indeß der gnädige Herr es befiehlt, so will ich es wagen." Allein Fritz erbot sich zum Briefträger. „Schickt mich, lieber Vater!" sagte er. „Der Weg geht freilich fast durch lauter Waldungen; allein mir ist nicht bange! Bis zu unserm Gränzstein ist er mir ja bekannt; und weiterhin will ich ihn schon finden und den Brief richtig bestellen." „Nun

wohl," sagte der Vater; „gib aber den Brief dem Herrn von Rauhenstein, den du wohl kennest, in seine eigenen Hände. Es ist viel Geld in dem Briefe, und du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld." Der Vater beschrieb ihm noch den Weg von der Gränze bis Rauhenstein auf's genaueste, und Fritz hängte seine kleine Jagdtasche um, nahm seine Vogelflinte auf den Rücken, und machte sich unverzüglich auf die Reise.

Fritz kam glücklich in dem Schlosse Rauhenstein an, bat die Bedienten, ihn zu melden, indem es ihm befohlen sey, den Brief dem gnädigen Herrn selbst zu übergeben. Ein Bedienter führte ihn die breite steinerne Treppe hinauf, und wies ihn in ein prächtiges Zimmer. Herr von Rauhenstein machte mit einigen Offizieren, die bei ihm auf Besuch waren, eben ein Kartenspiel. Fritz verneigte sich vor allen den Herren, und übergab den Brief, in dem sich hundert Gulden in Gold befanden. Herr von Rauhenstein ging an seinen Schreibtisch, und schrieb einige Zeilen, den Empfang des Briefes zu bescheinen. „Es ist gut," sagte er hierauf, und setzte sich wieder an den Spieltisch; „jetzt kannst du wieder gehen. Weitere Antwort ist für jetzt nicht nöthig; sie wird folgen."

Fritz kam wohl recht traurig die steinerne Treppe herab; denn er war hungerig und durstig, und ziemlich müde. Als er über den Schloßhof ging,

begegnete ihm die Köchin, die eben aus dem Garten kam, und in einer Hand einige Stauden Blumenkohl, in der andern Hand aber ein Messer trug. Sie sah es dem armen Knaben an dem Gesichte an, wie es ihm um das Herz war. „Komm mit mir, kleiner Jäger," sagte sie so freundlich, wie ein Engel; „ich will dir etwas zu essen und einen Trunk Bier geben. Du möchtest sonst unter Wegs verschmachten. Du hast sehr weit nach Hause, und findest auf dem ganzen Weg kaum eine Herberge. Du mußt es übrigens dem gnädigen Herrn nicht übel nehmen, daß er dir nichts zu essen anschaffte. Er denkt nicht an dergleichen Sachen; indeß hat er nichts dagegen, wenn man den Leuten etwas gibt."

Die Köchin führte den Fritz in die Küche, wo das Feuer auf dem Herde hoch empor loderte, und viele Töpfe und Bratpfannen umher standen. „Leg' nun," sagte sie, „deine Jagdtasche und dein Gewehr ab, und setze dich hieher!" Sie zeigte auf ein kleines Tischchen in der Ecke der Küche, neben dem eine Bank an der Mauer befestiget war. Sie brachte Suppe, Fleisch und Gemüse, auch Brod und ein Krüglein Bier. Der gute Fritz ließ es sich so gut schmecken, wie fast noch nie in seinem Leben. Er ward recht erquickt, und sagte der menschenfreundlichen Köchin mehrmals „Vergelts Gott;" ja mit einer Ehrerbietigkeit, als wäre sie

die gnädige Frau im Schlosse, küßte er ihr, obwohl sie das nicht zugeben wollte, die Hand.

Fröhlich und vergnügt trat Fritz seinen Weg nach Hause an. Allein als er in dem Walde etwa eine halbe Stunde weit gegangen war, erblickte er auf einem freien Platze, auf dem einige alte Eichen standen — ein Eichhorn. Das nette, muntere Thierchen war ihm etwas Seltenes; denn in dem Jagdbezirke von Grünenthal hatte er kaum ein oder zweimal eines gesehen. Er war noch etwas kindisch, und vielleicht mochte ihm auch das gute Bier ein wenig in den Kopf gestiegen seyn. Es fiel ihm ein, das Eichhorn, das noch jung schien, lebendig zu fangen. Er warf darnach mit dem Trumme eines dürren Astes, das er unter den Bäumen fand, verfolgte das Thierchen von Eiche zu Eiche bis in den dicksten Wald, und verlor darüber den rechten Weg. Er irrte den übrigen Tag und die halbe Nacht im Walde umher, bis er endlich von Angst und dem vielen Hin- und Herlaufen ermüdet sich unter niedriges Gesträuch verkroch, und einschlummerte. Er schlief sehr unruhig, und stand fast abgematteter auf, als er sich niedergelegt hatte. Er blickte um sich, und ging, immer noch zweifelnd, wohin er sich wenden sollte, weiter. Die ganze Gegend umher war ihm fremd. Die vielen Hirsche, die hie und da, von ihm aufgeschreckt, die Flucht nahmen, ließen ihn vermuthen, daß er sich

in einer ganz unbesuchten Gegend des Waldes befinden müsse. Eine Rudel Wildschweine, unter denen sich ein grimmiger, ungeheuer großer Eber befand und mit den scharfen Fangzähnen ihm drohte, setzte in sehr in Schrecken, und er entfloh mit Todesangst. Es ward endlich Mittag, und er war so müde und hungerig, daß er nicht mehr weiter gehen konnte. Er hatte sich heißer gerufen — aber keine Antwort vernommen, als den Wiederhall. Nirgends fand er eine Beere oder auch nur einen Tropfen Wasser, seinen Hunger und Durst zu stillen. Trostlos warf er sich unter eine Tanne nieder. Er betete mit Inbrunst, Gott wolle ihn doch nicht verschmachten lassen. Von Hunger gequält durchsuchte er seine Jagdtasche, ob er nicht noch einige Brosämlein von dem Brode fände, das er von Hause mitgenommen, und auf dem Wege nach Rauhenstein verzehrt hatte. Aber — welches Erstaunen, welche Freude ergriff ihn mit einem Male! In seiner Jagdtasche steckte ein schönes, großes Stück Kuchen, nebst einigen saftigen Birnen. „Dies,“ rief er, „hat mir die gute Köchin, ohne daß ich es merkte, in meine Jagdtasche gesteckt.“ Er dankte Gott mit Thränen, und gelobte es Ihm heilig an, gegen alle Dürftige, besonders gegen Fremde, wohlthätig zu seyn; auch nahm er sich vor, der wohlthätigen Rosalie, so hieß die Köchin, diese Wohlthat, wenn er je einmal reich genug werden sollte, reichlich

zu vergelten. „Denn,“ sagte er, „nächst Gott hat ihre Güte mir das Leben gerettet. Ohne ihre milde Gabe wäre ich sicher hier in dem wilden Walde verschmachtet.“

Fritz stand neugestärkt auf, und machte sich muthig wieder auf den Weg. Er wanderte, so viel er aus dem Stande der Sonne abnehmen konnte, jener Gegend zu, in der Grünenthal lag. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er, in weiter Ferne, die Schläge einer Holzaxt. Er ging darauf zu, und traf zwei Holzhauer, die eine große Tanne fällten. Sie zeigten ihm den Weg, der nach Grünenthal führte, und so kam er denn endlich wieder glücklich nach Hause, zur großen Freude seiner Aeltern, die um seiner Willen keine geringe Angst ausgestanden hatten.

Indeß gab der Vater dem Knaben einen nachdrücklichen Verweis, und manche gute Lehre. „So gehts,“ sprach er unter Anderm, „wenn man sich von irgend einer Lust verleiten läßt, vom rechten Wege abzuweichen. Du hättest in dem wilden Walde, fern von dem väterlichen Hause, verschmachten können, und hast deinen thörichten Wunsch, jenes Eichhörnchen zu fangen, nicht einmal erreicht. Dem Wege durch einen gefährlichen Wald gleicht unser Weg durch's Leben; auch da gaukelt uns, gleich jenem verführerischen Thierchen, manche Lust vor den Augen, und sucht uns von dem Pfade der

Tugend abzulenken. Wie ich dir, lieber Fritz, den rechten Weg durch jenen Wald getreulich beschrieben habe, so zeichnet Gott uns durch seine Gebote den richtigen Weg für die Pilgerreise durch das Leben vor. Laß dich keine Erdenlust verführen, zur Rechten oder zur Linken, davon abzuweichen. Sonst könntest du leicht in das Verderben gerathen, und würdest das rechte Vaterhaus dort oben ewig nicht erreichen."

„Ueberhaupt," fügte der Vater noch bei, „verrückt die Vergnügungssucht den geraden Sinn des Menschen, und macht sein Herz für die bessern Empfindungen gefühllos. Der Herr von Rauhenstein, mit dem du so übel zufrieden bist, ist sonst kein übler Mann. Allein da er eben auf das Spiel verpicht war, so fiel es ihm gar nicht ein, wie nöthig du eine Erquickung habest, und er dachte nicht einmal daran, dir ein kleines Trinkgeld zu geben, obwohl er mit dem hundertsten Theile von dem, was er vielleicht an jenem Morgen verspielte, dir eine große Freude hätte machen können. Was dir aber an Andern mißfällt, davor hüte dich; vergiß über deinem Vergnügen nicht, deinem Mitmenschen Freude zu machen, und ihnen Gutes zu erweisen. Was dir an Andern wohlgefällt, das thu' auch du; sey immer so mitleidig und wohlthätig gegen alle Menschen wie die gute Schloßköchin Rosalie es gegen dich gewesen ist."

Fritz ward ein sehr geschickter Jäger, treu und

unermüdet im Dienste, freundlich und gefällig gegen Jedermann, und sein ganzes Betragen war ohne Tadel. Besonders aber war er gegen dürftige, ehrbare Reisende sehr mitleidig und wohlthätig. Er hatte der Wohlthat, die Rosalie ihm erwiesen hatte, nicht vergessen. Er ging auch deßhalb einmal besonders nach Rauhenstein, um ihr zu erzählen, wie viel er ihr zu danken habe. Allein sie hatte den Dienst bereits verlassen, und Niemand in dem Schlosse konnte ihm Auskunft geben, wo sie gegenwärtig sich aufhalte. Er hörte nichts mehr von dieser seiner Wohlthäterin.

Fritz kam einige Jahre nachher wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als Jägerbursche zu dem fürstlichen Oberjäger, und erhielt in der Folge den einträglichen Jägerdienst zu Tanneck. Er erzählte seiner Ehegattin, die eben so gut wie er gesinnt war, Manches von den Tagen seiner Kindheit, besonders aber von der freundlichen Rosalie, die durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Leben gerettet habe. Beide nahmen sich vor, da sie der guten Rosalie ihre Wohlthat nicht vergelten konnten, gegen alle Dürftige so wohlthätig zu seyn, als in ihren Kräften stand. Da das neue schöne Jägerhaus Tanneck nur einige Schritte von der Landstraße, am Eingange des Waldes lag, so hatten sie hiezu auch manche Gelegenheit.

Einmal an einem schwülen Nachmittage holte die Jägerin an dem nahen Röhrbrunnen ein Glas Wasser. Da erblickte sie auf dem Rasensitze, den ihr Mann zur Bequemlichkeit der Reisenden unter zwei schattigen Tannen nächst dem Brunnen angelegt hatte, eine etwas ärmlich, aber sehr reinlich gekleidete Bürgersfrau, die hier ausruhte und sehr ermüdet schien. Ein geflochtener Deckelkorb stand neben ihr auf der Rasenbank, und ein Stab lehnte dabei. Die Jägerin, der die sanfte, aber wehmüthige Miene der Frau zu Herzen ging, grüßte sie freundlich und bot ihr an, herein in die Stube zu kommen, wo sie ihr einige Erfrischungen vorsetzen wolle. Die Fremde nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, und trat in die Stube. Die Jägerin trug ihr ein Stück übrigen Hirschbraten auf, und schenkte ihr ein Glas Bier ein. Beide wurden bald vertraut, und die Fremde erzählte das Anliegen, das sie auf dem Herzen hatte.

„Ich bin," sagte sie, „wohl zwölf Stunden von hier zu Hause. Mein Mann ist ein sehr guter Meister in Verfertigung der Kugelbüchsen, Flinten und Pistolen. Er arbeitete Tag und Nacht und verdiente so viel, daß wir nebst den zwei Kindern, mit denen Gott unsere Ehe gesegnet hat, unser hinreichendes Auskommen fanden, und noch wohl Etwas zurück legen konnten. Allein seit einer Zeit hat der liebe Gott uns mit allerlei Unglücks-

fällen heimgesucht. Mein Mann hatte das Unglück, daß eine neue Flinte, die er probirte, zersprang; seine Hand ward davon so sehr beschädigt, daß er wohl schon seit einem Jahr nichts mehr verdienen konnte. Durch den Krieg, der auch in unsern Gegenden gewüthet, hatten wir schon zuvor Vieles verloren. Der Mangel an Verdienst, nebst den Heilungskosten, hat uns noch weiter zurückgebracht. Endlich sind wir durch die Viehseuche um unsere Kühe gekommen. Da wir auf unser Haus und unsere Wiesen bereits haben Schulden machen müssen, so wollte uns Niemand Geld vorstrecken, wenigstens Eine andere Kuh zu kaufen, die uns zu unserm Lebensunterhalte unumgänglich nöthig ist. Ich habe, wohl zwei starke Tagreisen von meiner Heimath, einen Bruder, der ein hübsches Vermögen besitzt. Der Bruder, dachte ich, wird mir das benöthigte Geld wohl leihen! Ich habe die weite Reise unternommen, ihm meine Noth zu klagen, und Hülfe bei ihm zu suchen. Mit zwanzig bis dreißig Gulden hätte ich eine Kuh kaufen können, und so wäre uns geholfen gewesen. Der Bruder war sehr geneigt, mir das Geld zu schenken; allein die Schwägerin gab nicht einmal zu, daß er es mir auch nur vorstrecke. Sie ward sehr aufgebracht über mich, und machte mir harte Vorwürfe, daß ich einen Mann ohne Vermögen geheirathet habe. Der Bruder gab mir jedoch heimlich eine Kleinigkeit,

womit ich meine Reise kaum zur Hälfte bestreiten kann. Indeß war es all sein Taschengeld, das ihm zu seinem Vergnügen überlassen war. Eben komme ich von ihm her." — „Ach!" seufzte sie, indem sie die Augen trocknete, „ich bedauere meinen Bruder; noch mehr aber meinen guten Mann und meine lieben Kinder! Sie sehnen sich mit Schmerzen auf meine Zurückkunft, und erwarten sichere Hülfe; wie wehe wird es ihnen thun, wenn ich mit leeren Händen zurückkehre!"

Indeß kam der Jäger mit einer wohlgefüllten Jagdtasche von der Jagd zurück. Er grüßte die Fremde sehr freundlich. Die Jägerin erzählte, wie sie der Frau herein gerufen, und was die gute Frau für ein Anliegen habe.

„Recht so, Dorchen!" sagte der Jäger. „Das freut mich in der Seele, daß du nach meinem Sinne handeltest, und der fremden, bedrängten Frau von dem mittheiltest, was uns Gott beschert hat. Wohlthätigkeit, besonders gegen Fremde und Reisende, ist eine der heiligsten Pflichten."

„Ich habe dazu noch eine besondere Ursache!" sagte er zu der fremden Frau, indem er einen Stuhl herbei langte, sich an den Tisch setzte, und die Jägerin bat, ihm einen Krug Bier zu bringen. Er fing an, die Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen, wie die gute Rosalie, die Köchin zu Rauhenstein ihn durch ein Stück Kuchen vom Hungertode errettet habe.

„Heiliger Gott!“ rief jetzt die fremde Frau, und schlug die Hände zusammen, „jene Köchin war ich. Ich heiße Rosalie; Ihr heißt Friedrich — und Euer seliger Vater war Förster zu Grünenthal. Ich kann Euch noch an einige kleine Umstände erinnern, deren Ihr in Eurer Erzählung nicht erwähnt habt. Das Essen, das ich Euch vorsetzte, bestand außer der Suppe, aus grünen Erbsen und gelben Rüben mit geräuchertem Fleisch; das helle, gläserne Krüglein, worin ich Euch das Bier brachte, hatte einen zinnernen Deckel, worauf ein Hirsch abgebildet war, der Euch sehr wohl gefiel. Mit dem Herrn von Rauhenstein aber waret Ihr übel zufrieden, und sagtet, er habe seinen Namen nicht umsonst; ich vertheidigte ihn aber, und sagte, er sey milder, als er scheine. Ihr habt mir wider meinen Willen zum Abschiede aus Dankbarkeit die Hand geküßt. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie es mich freut, daß ich Euch durch jenes kleine Stücklein Kuchen einen so großen Dienst geleistet habe, und daß ich Euch so unvermuthet und in so guten Umständen wieder finde. Wie wunderbar doch Gott Alles fügt! — Ich hätte Euch aber nicht mehr gekannt. Ihr seyd aus dem kleinen Jägerknaben ein rüstiger, stattlicher Mann geworden, und Gott hat Euch, wie ich sehe, in Allem gesegnet.“

Der Jäger grüßte Rosalie nun noch einmal, und hieß sie tausendmal willkommen. „Ihr kamt

mir," sagte er, „sogleich auf den ersten Blick bekannt vor; indeß konnte ich mich nicht sogleich deutlich erinnern. Bald schien es mir jedoch, wiewohl die Zeit Euch indeß etwas verändert hat, Ihr seyed jene gütige Rosalie. Ich wollte meiner Sache erst recht gewiß werden, und erzählte Euch deßhalb jene Geschichte. Nun, Gottlob, daß ich Euch wieder gefunden habe; ich freue mich unbeschreiblich. Heute dürft Ihr nicht mehr weiter. — Dorchen, tische auf, was Küche und Keller vermag!"

Rosalie wollte sich nicht aufhalten lassen. „Morgen auf den Abend muß ich zu Hause eintreffen," sagte sie. „Da jetzt die größte Hitze vorüber ist, so will ich heute noch einige Stunden weit gehen, weil mir zwölf Stunden für den morgigen Tag doch zu viel wären."

Allein der Jäger sagte: „Das läßt sich schon wieder einbringen. Morgen spann ich meinen Schimmel in mein leichtes, offenes Wägelein und führe Euch so weit, als der Gaul laufen kann. Wenn ich nicht übermorgen nothwendig bei einer Jagd, die der Fürst einigen vornehmen Gästen gibt, erscheinen müßte, so würde ich Euch ganz nach Hause fahren."

Auch die Jägerin zeigte eine große Freude, die Retterin ihres Mannes kennen zu lernen. Rosalie mußte den vereinten Bitten der guten Leute nachgeben. Sie blieb — und die Jägerin bereitete

nun ein ländliches, ganz ausnehmend gutes Abendessen. Zu Ende der Mahlzeit brachte sie noch einen Kuchen. Er war nach eben der Art, wie jener Kuchen Rosaliens zubereitet, und überdies noch mit den schönsten Blumen umkränzt. In der Mitte des Kuchens aber waren mit großen weißen Zuckerperlen die Worte eingelegt: „Aus Dankbarkeit.“

„Ach,“ sagte Rosalie, „schneidet den schönen Kuchen nicht mehr an; ich bin so satt, daß ich keinen Bissen mehr davon genießen könnte.“

„Nun wohl,“ sagte die Jägerin, „so müsset Ihr den Kuchen in Eurem Korbe morgen Euren Kindern mit nach Hause nehmen.“

Der Jäger hatte auch Wein aus seinem Keller bringen lassen, und er und sein Dorchen tranken mehrmals auf Rosaliens Wohlseyn, und Rosalie mußte allemal mit anstoßen. „Denn,“ sagte der Jäger zu ihr, „ohne Eure Wohlthätigkeit säßen wir nicht hier, und dieses Haus, in dem ich und meine Dorothea so glücklich sind, würde von andern Leuten bewohnt.“

Am folgenden Morgen spannte der Jäger sogleich mit Anbruch der Morgenröthe an, um seine Retterin recht weit fahren zu können. Die Jägerin hatte für ein reichliches Frühstück gesorgt, und füllte den fast leeren Korb der guten Frau mit dem Kuchen, nebst einigen andern Lebensmitteln auf die Reise, und allerlei kleinen Geschenken für

ihre beiden Kinder. Der Jäger fuhr mit ihr weit über den halben Weg. Endlich nahm er Abschied von ihr, und versprach ihr, daß er nebst seiner Frau sie bald besuchen und einige neue Gewehre bei ihrem Manne bestellen werde, was in der Folge auch geschah.

Rosalie reiste vergnügt weiter. Als sie ihrem Wohnorte sich näherte, erblickte sie ihre zwei Kinder, Wilhelm und Therese, die ihr eine Strecke Weges entgegen gegangen waren. Die Kinder sprangen, sobald sie die Mutter erblickten, mit lautem Freudengeschrei auf sie zu. Sie wollten sogleich wissen, was die Mutter in dem Korbe mitgebracht habe. „Wartet nur, bis wir vollends zu Hause sind," sagte die Mutter. „Man muß nicht so neugierig und gelüstig seyn."

Unter der Hausthüre kam der Mann ihr entgegen. Alle gingen mit einander in das Haus. Die Mutter erzählte zuerst, wie hart ihr die Schwägerin begegnet sey, und sagte dann, daß sie leider kein Geld bringe. Ihr Mann ward darüber recht betrübt, und Alles, was sie von der guten Aufnahme bei dem Jäger erzählte, konnte ihn nicht mehr erheitern. Die Mutter öffnete indessen ihren Korb, und langte den Kuchen hervor. Ueber den schönen Kuchen vergaßen die Kinder alles Jammers; sie erhoben einen großen Jubel. Der Vater aber konnte die Thränen kaum zurück halten.

„Was hilft uns der Kuchen!“ sagte er; „denn woher nehmen wir nun zwanzig bis dreißig Gulden zu einer Kuh?“ Aber sieh — als die Mutter den Kuchen zerschneiden und den Kindern davon austheilen wollte, blieb das Messer darin stecken, und sie konnte ihn nicht durchschneiden.

„Das ist ein seltsamer Kuchen,“ sagte sie; „es muß aus Versehen etwas Hartes hinein gebacken seyn!“ Sie zerbrach den Kuchen — und da kamen denn zuerst ein Paar neue Kronthaler, und nach und nach ein ganzes Dutzend solcher Thaler zum Vorschein, und die gute Mutter hatte eine eben so große unerwartete Freude, als ehemals der kleine Jäger Fritz, da er in seiner Jagdtasche so unvermuthet das Stück Kuchen gefunden hatte. „Lieber Gott,“ sagte sie, „das Geld hat der gute Jäger Friedrich von seiner freundlichen Hausfrau in den Kuchen backen lassen, damit wir dafür eine Kuh kaufen können, und uns in unserer Noth geholfen werde.“

„Das Geld beträgt gerade zwei und dreißig Gulden und vier und zwanzig Kreuzer,“ sagte der kleine Wilhelm, der in der Schule bereits das Kopfrechnen lernte; „dafür können wir eine sehr schöne Kuh kaufen.“

„Und dann bekommen wir wieder Milch und Butterbrod!“ rief die kleine Therese, und hüpfte voll Freude in der Stube herum.

Der Vater aber nahm die Mütze ab, und dankte Gott mit Thränen, und Mutter und Kinder stimmten in seinen Dank mit ein. „Das Stücklein Kuchen," sagte er, „das du vor vielen Jahren dem jungen Jäger gegeben hast, war ein wohlangelegtes Kapital; das erhalten wir nun mit hundert-, ja tausendfachen Zinsen zurück."

„Ja," sagte die Mutter, „und noch unendlich reichlicher wird jede, auch die kleinste Gabe, die wir einem Dürftigen reichen, einst im Himmel belohnt werden!"

„O Kinder," sprach der Vater, „laßt uns barmherzig seyn, so werden wir Barmherzigkeit erfahren."

Der Diamantring.

Eine Erzählung in Briefen.

Erster Brief.

Der Hirtenknabe Johannes schreibt an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 1. Mai 1806.

Liebe Schwester!

Gestern war ein recht schöner Frühlingsabend. Ich saß unter einem Baume, und blies auf meiner Hirtenflöte. Meine Schäflein grasten friedlich am Bache. Mein kleines Büchlein, das ich noch aus der Schule habe, lag neben mir. Die Sonne ging bereits unter, und ihre feurigen Strahlen vergoldeten Himmel und Erde.

Da ging der Herr Vikar, ein gar würdiger Geistliche, am Bache spaziren. Er hörte mir eine Weile zu. Darauf kam er zu mir her. Er sah das Büchlein im Grase liegen. „Kannst du denn lesen, lieber Kleiner?" fragte er mich freundlich.

„O ja!“ sagte ich, und las ihm sogleich eine Seite ohne Anstoß vor.

Er schien sich darüber zu wundern, und sagte: „Wo bist du denn her? Wer sind deine Aeltern, daß sie dich so fleißig in die Schule schicken? Und wie kamst du in unser Dorf?“

Ich erzählte ihm nun unsere ganze Geschichte: Daß wir durch den Krieg um Hab' und Gut gebracht, und aus dem Lande vertrieben wurden; daß unser guter Vater im Kriege umgekommen sey; daß unsere liebe Mutter zu Tannenberg, sechs Stunden von hier, in einer armen Hütte krank liege; daß du, liebe Schwester, ihr abwartest, und sie durch Spinnen zu erhalten suchest; und daß ich, um doch auch etwas zu verdienen, mich diesen Frühling als Hirtenknabe hieher nach Wiesenthal verdingt habe. Die Thränen standen mir in den Augen, wie ich ihm dieses Alles so erzählte.

Er sprach mir hierauf recht liebreich zu. „Sey getrost,“ sagte er, „und weine nicht! Lebe so fromm und rechtschaffen, wie deine guten Aeltern, und es wird dir gewiß noch wohlergehen.“ Er griff in die Tasche, und schenkte mir dieses schöne, neue Silberstück, das ich hier, nebst dem kindlichsten Gruße, unserer lieben Mutter überschicke. Gott gebe, daß sie doch bald wieder gesund werde! Lebe wohl. Ich bin dein getreuer Bruder

Johannes.

Zweiter Brief.

Maria schreibt ihrem Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Mai 1806.

Liebster Bruder!

Ach, ich weine heiße Thränen! Mein erster Brief an dich ist wohl der traurigste, den ich in meinem ganzen Leben schreiben werde. Unsere liebe Mutter ist vorgestern Nachts gestorben, und heute Morgens wurde sie begraben.

Den Abend vor ihrem Tode saß ich an ihrem Bette. Da kam dein Brief. Ich las ihn ihr vor. Sie weinte vor Freuden.

„Ach, liebe Tochter!" sagte sie, „ich werde von diesem Krankenbette nicht mehr aufstehen. Ich werde nun wohl heimgehen zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Daß ich euch, so gut ich konnte, erzogen habe, ist nun mein bester Trost im Tode. Ach, meine lieben Kinder! bleibt doch immer fromm und gut und werdet täglich noch besser. Habt Gott stets vor Augen, liebt Ihn über Alles, haltet seine Gebote, und vertraut auf Ihn. Glaubet von ganzem Herzen an Jesus Christus, thut Alles, was Er uns lehrt, und folgt seinem schönen Beispiele. Bittet täglich, Gottes heiliger Geist wolle euch leiten und regieren, und gebt seinen Einge-

bungen Gehör. Liebet einander. Thut Niemanden etwas zu Leid'. Laßt euch durch eure Armuth und Noth nicht verleiten, Anderen auch nur das Geringste zu nehmen. Hütet euch vor jeder, auch der kleinsten Sünde, und bewahrt eure Unschuld rein und unbefleckt. Gott wird dann gewiß für euch sorgen. Er wird nun auch Mutterstelle an euch vertreten, wie Er bisher euer Vater war. Lebet wohl, und weinet nicht. Ich komme ja zu Gott, und werde dort stets für euch bitten. Dies sind die letzten Worte eurer sterbenden Mutter. Vergiß sie nicht, liebe Maria, und schreib sie auch dem lieben Johannes. Ich schicke ihm hiemit meinen letzten Gruß. Gern hätte ich ihn in dieser Welt noch einmal gesehen! Allein im Himmel, wo ich euren verstorbenen Vater gewiß anzutreffen hoffe, sehen wir uns ja Alle einst wieder."

Sie gab uns Beiden noch ihren mütterlichen Segen — und drei Stunden darauf verschied sie sanft und selig! Und ich weine mir nun fast die Augen aus!

Wie schön der Herr Pfarrer sie zum Tode bereitete, und wie viel Gutes er ihr während ihrer langen Krankheit that, läßt sich gar nicht beschreiben. Er besuchte sie fast täglich, und schickte ihr täglich das Beste zu essen. Er ließ ihr den Doktor kommen, und bezahlte für sie in der Apotheke. Auch in ihren letzten Augenblicken war er noch zu-

gegen, und machte ihr durch seine tröstlichen Zusprüche das Sterben süß und leicht. Bete doch recht, lieber Bruder, daß es Gott dem guten Herrn Pfarrer vergelten wolle!

Bete aber auch für mich; denn ich bin nun wohl ein recht armes Mädchen. Wir sind zwar von jetzt an Beide verlassene Waisen; allein du bist doch schon so groß und stark, daß du dein Stücklein Brod mit Hüten der Schafe verdienen kannst. Aber was soll ich anfangen? Zur Bauernarbeit bin ich noch zu schwach, und vor dem Betteln fürcht' ich mich. Man wird dabei so leicht liederlich. Gott erbarme sich

deiner armen Schwester
Maria.

Dritter Brief.

Johannes schreibt seiner Schwester Maria.

Wiesenthal, den 2. Juni 1806.

Liebste Schwester!

Du hast Recht: Gott wolle sich unser erbarmen! Ich kann dir vor Weinen fast nicht schreiben. Es ist nicht zu sagen, wie mich dein Brief erschreckt und betrübt hat. Ach, wer hätte das gedacht, daß unsere liebe Mutter so bald sterben

würde! Allein wir müssen uns doch wieder fassen; denn sieh, was Gott thut, ist doch Alles gut. Das müssen wir glauben, wenn es uns gleich viel anders vorkommt.

Unsere liebe Mutter ist nun selig! Das hoffen wir. Sie war so fromm, daß sie gewiß im Himmel ist. Sie hat es jetzt besser, als wir. Also sollten wir ihrer wegen ja vielmehr fröhlich seyn!

Für uns wird Gott auch sorgen. Er nährt jeden Vogel in der Luft, und kleidet die Blumen auf dem Felde. Wie könnte Er Seiner Kinder vergessen! Wenn das Lämmlein geschoren ist, schickt Gott einen warmen Wind, sagt das Sprichwort. Er wird also auch uns in unserm Elende Trost und Hülfe senden.

Weine nun nicht mehr, liebe Schwester! Laß uns lieber recht auf Gott vertrauen, beten, und die Lehren unserer guten Mutter befolgen. Dann macht es Gott gewiß recht mit uns — und dann sehen wir sie im Himmel bei Ihm dereinst wieder!

Ich lege dir da auch einen Brief an den Herrn Pfarrer bei.

Lebe wohl! Gott sey mit dir und

deinem Bruder

Johannes.

Vierter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg

Hochwürdiger, Hochzuverehrender
Herr Pfarrer!

Werden Sie doch nicht böse, daß ein so armer Knabe, wie ich, sich untersteht, an Sie zu schreiben. Es ist wahr, ich bin nur ein geringer Hirtenknabe, aber dennoch habe ich alle meine Schäflein von Herzen lieb. Ich gebe ihnen gern von meinem Brode. Ich habe Mitleid mit ihnen, wenn ihnen etwas fehlt, und ziehe ihnen die Dornen, die sie sich hie und da eintreten, sorgfältig heraus. Besonders habe ich auf die kleinen wohl Acht.

Verzeihen Sie, daß ich so geradezu mit Ihnen rede. Sie sind auch ein Hirt. Sie lieben die Schäflein, die Ihnen der rechte gute Hirt anvertraut hat, gewiß noch mehr, als ich die meinigen. Und eben dieses macht mir Muth, recht kindlich und zutraulich mit Ihnen zu reden.

Ja, Sie lieben ihre Untergebenen. Das haben Sie an meiner seligen Mutter gezeigt. Sie haben so liebreich für sie gesorgt, als wäre sie Ihre Mutter. Dies erfüllt mein Herz mit dem innigsten Danke! Und weil mein Vater und meine Mutter mir die Dankbarkeit als eine der schönsten Tugenden, be=

sonders an den Kindern, gar so eingeschärft haben, so bezeige ich Ihnen meinen Dank hiemit auch schriftlich. Freilich weiß ich nicht Alles so recht zu sagen, wie es mir um das Herz ist; allein, glauben Sie mir, das kommt zum Theil auch daher, weil mein Herz so voll und bewegt ist. Genug, ich bete alle Tage für Sie, Gott wolle Ihnen Alles reichlich vergelten — und das wird Er auch gewiß thun!

Verzeihen Sie, daß ich meinem Danke nun noch eine demüthige Bitte beifüge. Meine Schwester ist jetzt wohl ein recht armes, verlassenes Mädchen. Ich bin ihr älterer Bruder. Ich sollte für sie sorgen; aber, mein Gott! ich bin selbst ärmer, als arm. Ich weinte und betete recht von Herzen: Gott wolle mir doch eingeben, was ich thun soll. Nun, da fiel mir ein, Ihnen zu schreiben, Sie möchten sich ihrer annehmen. Ach, ich bitte Sie nun um Gottes willen, und recht aus dem Innersten meiner Seele: Erbarmen Sie sich doch dieser armen verlassenen Waise! — In der tröstlichen Hoffnung, daß Sie dieses thun werden, küsse ich Ihnen ehrerbietig die Hand, und bin mit kindlicher Ehrfurcht Euer Hochwürden

Wiesenthal, den 2. Juni 1806.

dankbares Pfarrkind
Johannes Müller.

Fünfter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Juni 1806.

Liebster Bruder!

Wie dank' ich dir für deine Liebe! Dein Brief an den Herrn Pfarrer machte mein Glück.

Ich zog sogleich meine besten Kleider an, die zwar nur ärmlich, aber doch reinlich sind, und ging noch am Vormittage zu ihm. Er war eben im Garten, und las in einem Buche. Ich küßte ihm die Hand, und sagte: „Da ist ein Brief an Euer Hochwürden von meinem Bruder." Er machte sogleich das Buch zu, und öffnete den Brief. Ich merkte bald, daß ihm der Brief gefiel. Er lächelte öfter unter dem Lesen. „Das ist schön, das ist recht schön von deinem Bruder!" sagte er, als er mit dem Lesen fertig war. Er fragte, ob du mir öfters schreibest? Ich gab ihm deine zwei Briefe. Er las sie auch, und sagte: „Ihr seyd gute Kinder! Eure Aeltern haben viel an euch gethan, daß sie euch so gut erzogen haben. Das ist mehr werth, als wenn sie euch zehn Tausend Gulden hinterlassen hätten. Ich werde mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis da geholfen ist. Geh' hin, mein gutes Kind; ich werde dich wieder rufen lassen." Ich küßte ihm die Hand, und ging.

Noch am Abende des nämlichen Tages kam der alte Bediente des gnädigen Herrn, und sagte mir, daß ich auf das Schloß kommen solle. Ich ging sogleich mit ihm. Er sagte mir unterwegs, wie ich mich bei der Herrschaft betragen müsse, und führte mich in ein prächtiges Zimmer. Der gnädige Herr und die gnädige Frau saßen bei Tische. Der Herr Pfarrer war auch da. Ich verneigte mich vor dem gnädigen Herrn und vor dem Herrn Pfarrer, und küßte der gnädigen Frau die Hand. Sie lächelte freundlich, und sagte zu mir: „Ich hätte ein Kindermädchen nöthig — möchtest du wohl bei mir bleiben?“

„O gnädige Frau!“ sagte ich, und die Thränen kamen mir in die Augen. Ich konnte nicht weiter reden. Sie sah aber wohl, daß ich tief gerührt und hoch erfreut sey.

„Nun,“ sagte sie, „so bleibe denn bei mir, und wenn du dich wohl hälst, so werde ich weiter für dich sorgen.“ Ich küßte ihr die Hand. Meine Thränen fielen darauf. „Das ist der schönste Dank!“ sagte sie. „So — jetzt bist du meine Tochter.“

Seit der Zeit bin ich nun im Schlosse. Die gnädige Frau ist immer so liebreich und freundlich, wie ein Engel. Sie ließ mich auch sogleich ganz neu und recht artig kleiden. Das kleine Fräulein, das mir anvertraut wurde, ist gar ein holdes, liebliches Kind. Es fängt schon an zu reden, und

macht mir viele Freude. Ich schätze mich recht glücklich, seine Wärterin zu seyn. Kurz, ich bin so fröhlich und vergnügt, als wäre ich in dem Himmel.

Sobald ich aber auch das erste Mal auf mein kleines, nettes, Schlafkämmerlein kam, fiel ich sogleich auf die Knie nieder, und dankte Gott unter Thränen für seine gütige Schickung. O, es ist doch wahr! Wer Gott liebt, und Ihm vertraut, dem geht es wohl. Freue dich mit mir, lieber Bruder! Gott wird auch für dich sorgen, so wie für deine

dich ewig liebende Schwester
Maria.

Sechster Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

Liebste Schwester!

Was mir dein Brief für eine Freude gemacht hat, das ist gar nicht zu beschreiben! Gott sorgt sichtbar für uns. Daher wollen wir aber auch aufs neue Ihn lieben, Ihm gehorsamen, und Ihm vertrauen, dem liebreichen Vater armer Waisen! Ihn sehen wir freilich nicht; aber daß Er die Welt regiere und für die Menschen sorge, das sehen wir

klar. Oft sag ich bei mir selbst: „O unsere liebe Mutter! Wenn du doch das noch erlebt hättest!" „Aber nein," denk' ich dann wieder, „wenn sie noch lebte, wär' es nicht so gegangen." Siehst du da nicht auch, liebe Schwester, wie Gott Alles recht macht? Ihr hat Er den Himmel gegeben, und dir einen so guten Ort. Sie hätte auf dieser Welt nur noch bittere Tage gehabt — nun hat sie Freude! Dir hätte sie nicht mehr Viel helfen können — nun hat Er dir eine andere Mutter gegeben!

Da sehen wir aber auch, wie gut es ist, wenn man etwas lernt und sich wohl hält. Hätten wir nicht lesen und schreiben können, hätten unsere Aeltern uns nicht wohlerzogen, so hättest du dieses Glück gewiß nicht gehabt. Ein so armes Mädchen hätte man nicht gleich so von der Straße weg angenommen. Ja, Gott sey Dank, daß unsere Aeltern uns lehrten, nicht auf Geld und Gut unser Vertrauen zu setzen — sondern auf Gott, und Fleiß und Tugend. Unser Hab' und Gut hat der Feind alles geraubt. Allein Frömmigkeit und Tugend, Fleiß und Geschicklichkeit kann man einem nicht nehmen. Darum sind sie aber auch die einzigen wahren Güter der Menschen!

Ich bin nun aufs neue recht gestärkt im Vertrauen auf Gott. Ich habe keine Sorge mehr, als Seinen Willen zu thun. Mach du es auch so, liebe Schwester! Für das Uebrige wird dann Er sorgen.

Bitte Gott täglich um seine Gnade, die neuen Pflichten, die Er dir auferlegte, getreu und freudig zu erfüllen. — Die Aufsicht über Kinder ist ein sehr schöner Beruf, ja ein steter Gottesdienst. Denn Christus der Herr sagt ja: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ Lebe wohl, ich verbleibe

dein getreuer Bruder
Johannes.

Siebenter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Mein Herz sagt es mir, daß ich Ihnen schreiben, und Ihnen danken soll. Allein ich sehe es voraus, daß ich nicht Worte genug finden werde, Ihnen meinen Dank auszudrücken. Sie haben meine Schwester aus einem großen Elende errettet. Sie haben ihr zu einem großen Glücke geholfen! Gott sieht meinen Dank, und hört mein kindliches Flehen für Ihr Wohl. Er, der den Trunk Wasser, den man dem Durstigen reichet, belohnt, wird ein so großes gutes Werk nicht unbelohnt lassen! Er, der das Schreien der jungen Raben hört,

wird das Flehen eines armen Hirtenknaben nicht unerhört lassen!

Auch an die gnädige Frau möchte ich gern schreiben. Allein ich habe den Muth nicht dazu. Uebernehmen Sie es, verehrungswürdiger Herr Pfarrer, ihr zu danken. Sie haben die Bitte so gut angebracht; Sie werden auch den Dank auf die beste Art anzubringen wissen. Sagen Sie ihr, daß ich, wiewohl ich sie nicht kenne, dennoch die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen sie empfinde. Wirklich geht es mir hier gerade so, wie mit dem lieben Gott. Man kann Ihn lieben, ohne daß man Ihn sieht. — Wenn die Sonne aufgeht, so bete ich, sie wolle ihr mild und freundlich scheinen, und wenn der Abendstern am Himmel steht, so flehe ich, er wolle ihr Friede und Ruhe bringen!

Der Mann, der mir den Brief von meiner Schwester übergab, sagte mir auch, daß die jungen Herren im Schlosse eine große Freude an schönen Schmetterlingen haben. Bei meinen Schafen hab' ich Zeit genug, sie zu fangen. Hier sende ich einmal einige. In Glas und Rahmen ließ sie der Herr Vikar fassen, der mir auch zeigte, wie sie aufzubewahren sind. Ich weiß nun einmal nichts Besseres zu schicken. Indeß soll ja Einer dem Andern so viele Freude machen, als er nur immer kann — und wenn die jungen Herren an den schönen Farben der bunten Sommervögelein die

Allmacht und Freundlichkeit Gottes bewundern, so ist doch auch etwas Gutes geschehen.

Ich bin mit der herzlichsten Verehrung

Eurer Hochwürden

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

dankbares Pfarrkind,
Johannes Müller.

Achter Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 20. August 1806.

Liebe Schwester!

Nun ist mir auch ein Glück begegnet! Ich weidete neulich meine Schafe an dem Bache. Weil ich Gottes Weisheit und Güte auch in dem Geringsten gern betrachte, so suchte ich an dem Gestade so allerlei schöne, buntgestreifte Schneckenhäuschen und Müschelchen. Da sah ich auf einmal etwas in dem Grase wunderschön glänzen. Es war ein goldener Ring, mit hellen funkelnden Steinlein besetzt. Ich dachte sogleich, es müsse etwas recht Kostbares seyn, und hüpfte vor Freude!

Da gingen ein Paar Juden vorbei. Ich zeigte ihnen den Ring. „Ei, ei,“ sagte der Eine, „das Ding ist etwas Rares. Dir hilft es aber nichts.

Sieh da einmal her! Ich geb' dir sechs Groschen dafür." „Ich gebe den Ring nicht her," sagte ich. „Ich kann mir denken, daß ihn Jemand verloren hat — und da muß ich ihn ja wieder zurückgeben. Ihn zu verkaufen, wäre Sünde." „Nun," sagte er, „du weißt ja nicht, wem er gehört. Ich geb' dir einen großen Thaler dafür. Da sieh!" fuhr er fort, und zeigte mir einen glänzenden Thaler. — „Nun, so nimm doch!" Ich schüttelte den Kopf, und sagte: „Nein, nein! Um tausend solche Thaler möchte ich keine Sünde begehen."

Der andere Jude, der schon ein alter Mann mit grauem Haar und Barte ist, sprach: „Du bist ein ehrlicher Knabe. Ich bin aber auch ein ehrlicher Jude. Behalt du den Ring, und frag' fleißig nach, wem er gehört. Wenn du es nicht erfragst, so gehört der Ring dein. Und dann erkundige dich in dem Dörflein dort, von dem du den Thurm siehst, nur nach dem alten Samuel. Wenn du mir den Ring bringst, so geb', ich dir hundert solche Thaler dafür. Denn das ist er werth." So gibt es auch unter den Juden zweierlei Leute, wie unter den Christen.

Noch an demselben Abend ging ich zu dem Herrn Vikar, und erzählte ihm Alles. „Den Ring," sagte er, „hat der Herr Rittmeister verloren, der neulich auf der Entenjagd hier war. Der ehrliche Finder bekommt zehn Thaler. Laß den Ring da,

und schreib einen Brief dazu. Ich will dann beides dem Herrn Rittmeister überschicken. Er ist der rechtschaffenste Edelmann von der Welt. Der Ring macht gewiß dein Glück." Ich denke auch, Gott habe mich den Ring nicht umsonst finden lassen, liebe Schwester, und

bin dein getreuer Bruder
Johannes.

Neunter Brief.

Johannes an den Herrn Rittmeister von Brav.

Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister!

Ein armer Hirtenknabe nimmt sich die Freiheit, an Euer Gnaden zu schreiben. Ich war so glücklich, beiliegenden Ring zu finden. Noch glücklicher schätze ich mich, Ihnen denselben wieder zustellen zu können. Dies wird die Freiheit dieses Briefes entschuldigen.

Sie waren so gnädig, Demjenigen, der den Ring finden würde, ein Geschenk von zehn Thalern zu bestimmen. Ihre Großmuth macht mich aber so kühn, mir eine andere Gnade auszubitten. Meine Aeltern haben durch den Krieg Alles verloren. Beide sind todt. Die Armuth nöthigt mich, die Schafe zu hüten. Ich thu' es mit Freuden. Allein ich

bin doch wegen der Zukunft bekümmert. — Nun hätte ich eine recht große Lust, das Schreinerhandwerk zu erlernen, und wäre auch wirklich stark genug, in die Lehre zu treten. Ich bitte Sie daher, helfen Sie mir dazu, gnädiger Herr!

Gott wird Ihnen eine so große Wohlthat, durch die Sie einen armen Waisen glücklich machen, gewiß vergelten — und der Ring mit den schönen, schimmernden Steinen wird Ihnen dann noch einmal so lieb seyn, weil er Sie an eine edle Handlung und an die Thränen des Dankes erinnert, die aus gerührtem Herzen weinen wird

Euer Gnaden

Wiesenthal, den 21. August 1806.

unterthänigster Diener
Johannes Müller.

Zehnter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg den 30. August 1806.

Liebster Bruder!

Das ist nun einmal wieder eine recht große Freude! Gott macht sich doch wirklich ein Geschäft daraus, Diejenigen, die Ihn lieben, zu erfreuen! Denk' nur, der Herr Bruder unserer gnädigen Frau, der Herr Rittmeister, ist schon acht Tage

hier. Gestern Abends saß nun die gnädige Herrschaft unter der großen Linde vor dem Schloßthore. Die beiden Herren rauchten Taback. Die gnädige Frau strickte. Ich stand dabei, und hatte das kleine Fräulein auf dem Arm.

Da kam ein Bote, mit einem Briefe an den Herrn Rittmeister. Er legte die Pfeife nieder, machte den Brief auf, und sprach erfreut: „Je, da kommt ja mein verlorner Ring wieder zum Vorschein! Das ist mir sehr lieb!" Er fing an, den Brief laut zu lesen: „Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister! Ein armer Hirtenknabe — —"

„Ach!" rief ich aus, „dieser Brief ist von meinem Bruder!"

Der Herr Rittmeister las den Brief zu Ende. Die gnädige Frau sagte hierauf: „Bruder! Gott hat uns nun schon einmal zu den Aeltern dieser armen Kinder bestimmt. Ich habe das Mädchen angenommen, du mußt den Knaben übernehmen." „Ach ja," sagte ich, „erbarmen sich Eure Gnaden!"

„Was erbarmen!" rief er mit Eifer. „Der gute Junge verdients. Ihm geschehe, was er verlangt."

Der gnädige Herr sprach nun: „Wir haben hier einen trefflichen Schreiner, der keine Kinder hat. Geben wir den Knaben ihm in die Lehre — so sind die zwei guten Geschwister doch an einem Orte beisammen, und wir bekommen vielleicht einmal einen braven Mann mehr in das Dorf."

Der Meister wurde gerufen, und Alles sogleich ausgemacht. Ich fragte, ob ich diese Freudennachricht dir nicht zuerst berichten dürfe? „Ja freilich!" hieß es. „Schreib' ihm, er soll kommen, je eher, je lieber!"

O so komm doch bald, liebster Bruder! Mit tausend Freuden und unter Thränen des innigsten Dankes gegen den Vater im Himmel, der uns Beide so glücklich machte, wird dir entgegen eilen

deine Schwester

Maria.

Eilfter Brief.

Herr Rittmeister von Brav an seine Schwester, die Frau von Tannenberg.

Waldau, den 18. November 1816.

Geliebteste Frau Schwester!

Ich beeile mich, Dir eine sehr angenehme Nachricht mitzutheilen, welche Dir, noch mehr aber unsern zwei Pflegekindern, Johannes und Maria, große Freude machen wird.

An dem Ringe, den ich verloren und den der redliche Johann gefunden hatte, war mir der mittle, große schöne Diamant locker geworden. Ich ging damit zu einem Goldschmiede, um den Stein befestigen zu lassen. Der Goldschmied saß an seinem Werktische, nickte, mich zu grüßen, bloß mit dem

Kopfe, und feilte an der goldenen Dose, die er eben in der Arbeit hatte, emsig fort. An dem Tische in der andern Ecke der Stube saß ein ältlicher Mann, ärmlich gekleidet, aber von ehrwürdigem Angesicht und ansehnlicher Größe. Er hatte einen Krug Bier vor sich stehen, neben dem ein großes Stück Brod lag. Der Mann stand, als ich in die Stube trat, sogleich auf, bezeigte mir seine Ehrerbietung, und blieb in gerader Stellung, wie sie einem Soldaten vor einem Offiziere geziemt, stehen.

„Ihr habt wohl auch gedient?" fragte ich ihn. „Mehrere Jahre!" antwortete er. „Als es Friede geworden, ward ich aber abgedankt. Mein kleines Gnadengehalt ist zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichend, und so muß ich denn, was noch abgeht, mit Holzspalten verdienen. Der Herr Goldarbeiter da war so gütig, mich, außer dem Lohne, noch mit einem Trunk zu bewirthen." Ich drückte dem alten Krieger ein Geldstück in die Hand, wofür er mir sehr herzlich dankte.

Ich zeigte hierauf dem Goldschmiede meinen Ring. „Potz tausend!" sagte er, „es ist ein Glück, daß Sie den Edelstein nicht verloren haben." „Ei," sprach ich, „ich hatte schon einmal das Unglück, den ganzen Ring zu verlieren. Ein ehrlicher Knabe aber, Namens Johannes Müller, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, hat ihn gefunden, und ihn mir wieder gebracht."

Der ehrliche Krieger stand auf, näherte sich mir ehrerbietig, und sagte: „O gnädiger Herr, können Sie mir von diesem Knaben nicht Mehreres erzählen? Woher ist er? Hat er nicht eine Schwester? Lebt seine Mutter noch?"

Ich erzählte ihm, daß ich mich des Knaben angenommen und ihm das Schreinerhandwerk lehren ließ; daß Marie, dessen Schwester, bei Dir, liebste Schwester, in Diensten sey; daß beide Kinder sich ganz ausnehmend wohl halten; daß aber ihre Mutter, Helena Müller, gestorben sey.

„O Du mein Gott!" rief der Soldat und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Dies sind meine Kinder, Johannes und Maria. O wie freu' ich mich, daß sie noch leben! Aber daß mein gutes, treues Weib gestorben ist, das betrübt mich tief!"

Er fragte hierauf sehr begierig nach allen näheren Umständen. Ich erzählte ihm, was ich wußte. „Ach," rief er, „Alles, Alles trifft zu. Nur thut es mir sehr leid, daß die guten Kinder mich für todt halten. Es wundert mich aber nicht. Ich hatte bei der fürstlichen Leibgarde gedient, und war verheirathet. Als der Krieg ausbrach, mußte ich in das Feld rücken, Weib und Kinder aber zurück lassen. Ich wurde so schwer verwundet, daß ich für todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, in feindliche Gefangenschaft gerathen, und erst nach langer Zeit wieder hergestellt worden bin. Unser

Land wurde indeß von dem Feinde besetzt, und die Mutter mit den zwei Kindern mußte aus dem Lande entfliehen. Als ich endlich wieder ausgelöst worden, gab ich mir alle Mühe zu erfahren, wo sie hingekommen seyen. Allein alle meine Bemühungen waren vergebens. — Nun, nun, daß die Mutter so fromm und christlich gestorben ist, das ist mir ein großer Trost! Und daß meine Kinder fromm und gut sind, daß Maria die Mutter verpflegte bis an deren seliges Ende, und Johannes den gefundenen Ring wieder zurückstellte, und daß Beide sich so wohl halten, das ist jetzt meine größte und einzige Freude. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er so väterlich für Beide gesorgt hat. Ich will auf der Stelle zu ihnen hinreisen, und sollte ich den ganzen Weg bis Tannenberg von Ort zu Ort betteln müssen; ich muß sie noch einmal sehen, und will dann gerne sterben!"

Der wackere, alte Krieger sagte dieses mit solcher Herzlichkeit und unter so heißen Thränen, daß auch mir und dem Goldschmiede die Thränen in die Augen traten. Die Frau und die Kinder des Goldschmieds, die auf das laute Weinen und Schluchzen des Mannes herbeigeeilt waren, weinten auch, und vergossen reichliche Thränen.

Ich versprach dem guten, liebevollen Vater, daß ich ihm Gelegenheit verschaffen wolle, sobald die bessere Jahrszeit eintrete, nach Tannenberg zu

reisen; daß ich ihn, was ein so braver Krieger wohl verdiene, neu montiren lassen wolle; und daß ich ihn auch mit dem nöthigen Reisegeld versehen werde, worüber er hoch erfreut war.

Nun, liebe Schwester, bring' Du den guten zwei Kindern die Freudennachricht, daß ihr Vater noch lebe, auf eine kluge Art bei. Auch rechne ich sicher auf Deine Güte und Menschenfreundlichkeit, daß Du dem ehrlichen Krieger während seines Aufenthaltes zu Tannenberg ein Winkelchen in Deinem Schlosse einräumen werdest.

Grüße mir Deinen edlen Gemahl und Deine lieben Kinder. Ich bin von ganzem Herzen

Dein Dich liebender Bruder

Adolph.

Zwölfter Brief.

Johannes an den Herrn Vikar zu Wiesenthal.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Vikar!

Euer Hochwürden haben schon damals, als ich zu Wiesenthal die Schafe hütete, sich meiner auf das liebreichste angenommen. Ihrem weisen Rathe hab' ich es zu danken, daß jener Ring, den ich dort am Bache gefunden habe, mir dazu verhalf, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Sie haben mit Freuden vernommen, wie der liebe Gott durch

eben jenen Ring es so gefügt hat, daß ich und meine Schwester inne geworden, unser lieber Vater sey noch am Leben. Sie werden nun gewiß auch gern hören, wie es uns Kindern und unserm Vater noch weiter ergangen sey.

Welche Freude wir zwei Kinder empfanden, als wir unsern geliebten Vater, den wir so lange für todt gehalten, wieder von Angesicht sahen, läßt sich gar nicht beschreiben. Er war sehr verwundert, daß wir indeß so groß geworden; es freute ihn, daß wir so frisch und gesund aussehen; noch mehr freute es ihn, daß er nichts als Gutes von uns hörte.

„Nun wäre Alles gut," sagte er, „wenn nur die Mutter noch am Leben wäre!" Wir mußten ihn zu ihrem Grabe führen. Auf dem Grabe steht ein Kreuz von Eichenholz. Ich hatte alle meine Kunst aufgeboten, es recht schön zu verfertigen. Meine Schwester hatte das Kreuz, gerade an dem Tage, bevor der Vater kam, mit einem Blumenkranze geziert, der aber bereits welk war. Der Vater brach, als er den grünen Grabhügel erblickte, in Thränen aus. Ja wir alle Drei weinten und beteten lange an dem Grabe. „Sie ruhe im Frieden!" sagte der Vater zuletzt. „Hier auf Erden haben wir Kreuz und Leiden; wenn wir aber alle Leiden mit Geduld übertragen und auf Gott vertrauen, so wartet unser dort eine unverwelkliche Krone."

Der Vater war hier in Tannenberg sehr ver-

gnügt; die gnädige Herrschaft, der Herr Pfarrer, und mein Meister begegneten ihm überaus freundlich und erwiesen ihm viele Ehre. Als er bereits drei Wochen bei uns zugebracht hatte, sprach er zum gnädigen Herrn: „Nun bin ich Euren Gnaden lange genug zur Last gefallen; es ist einmal Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“ Allein der gnädige Herr sprach: „Meine Gemahlin hat Eure Tochter in ihre Dienste genommen; mein Schwager, der Rittmeister, hat für Euren Sohn gesorgt — und da will denn auch ich etwas für den Vater dieser guten Kinder thun. Ihr habt gesehen, daß mein Schloßgut sehr groß und weitschichtig ist, und sehr viele Aecker und Wiesen umfaßt; an Euch habe ich bemerkt, daß Ihr Euch sehr gut auf die Landwirthschaft versteht. Schon lange habe ich gewünscht, einen Mann zu finden, auf dessen Treue ich mich verlassen könnte, und der die Aufsicht über das zahlreiche Gesinde zu führen wüßte. An Euch glaube ich den rechten Mann gefunden zu haben. Ich habe daher dieses Dienstchen, zu dem Ihr alle erforderlichen Eigenschaften habt, und bei dem Ihr Euer gutes Auskommen finden werdet, Euch zugedacht. Ich verlange nicht, daß Ihr bei den ländlichen Arbeiten selbst Hand anleget; dazu seyd Ihr zu alt. Es ist mir schon genug, wenn Ihr Alles wohl anordnet, und fleißig nachsehet, ob auch Alles richtig

geschehe." Diesen Antrag nahm der Vater mit Freuden an, und auch wir Kinder waren höchst erfreut, daß nun der Vater beständig bei uns bleibe. Er trat sein neues Amt sogleich an; er griff, da er ungeachtet seines Alters noch sehr rüstig ist, sogleich zur Sense und zog mit den Mähdern hinaus auf die Wiese, und mähte voran; auch bei der Kornernte führte er, wie er sich ausdrückte, das Commando über die Schnitter, ließ aber dabei, obwohl es Niemand von ihm verlangte, seine Sichel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, keinen Augenblick ruhen.

Auch mein lieber Meister gewann meinen Vater sehr lieb; sie wurden sehr gute Freunde. Da der Meister aber nunmehr alt und gebrechlich und seine Hausfrau nicht mehr am Leben ist, so hat er sich entschlossen, sein Haus und seine Werkstätte mir zu übergeben. „Denn," sagte er, „ich bin überzeugt, daß der Johannes mir den nöthigen Lebensunterhalt sicher reichen, und mich bis zu meinem Tode mit kindlicher Liebe verpflegen werde." Indeß hatte die Sache doch noch eine nicht kleine Schwierigkeit. Um Meister zu werden und das Bürgerrecht zu erlangen, auch einen größern Vorrath von Holz anzuschaffen, und sonst noch einige Zahlungen zu leisten, war eine Summe von hundert großen Thalern erforderlich, und wir wußten nicht, woher wir das Geld nehmen sollten.

Wir hatten von dem Vorhaben des Meisters noch keinem Menschen ein Wort gesagt. Da ließ mich gestern Morgens der Herr Pfarrer rufen, zählte mir hundert große Thaler auf den Tisch hin, und sprach: „Da nimm, Johannes! Das ist ein Geschenk für dich, damit du das Haus deines Meisters übernehmen kannst.“ Ich konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen; es war mir, ich träume. Der Herr Pfarrer lächelte, und erklärte mir die Sache. Es ging nämlich so: Der Herr Rittmeister, hatte schon lange im Sinne, mir zur Uebernahme der Werkstätte zu verhelfen. Nun wurde der Herr Pfarrer dahier vor wenigen Tagen zu einer hohen geistlichen Würde erhoben, gemäß welcher er einen Ring mit Edelsteinen tragen muß. Der Herr Rittmeister sprach daher zu ihm: „Der Ring da nützt mir zu nichts; er ist ein todtes Kapital. Ich weiß auch gar nicht, wozu ich ihn trage. Sie können ihn aber nun besser brauchen. Ich mache deßhalb Ihnen ein Geschenk damit — jedoch unter der Bedingung, daß Sie dem wackern Schreinergesellen, Johannes Müller, hundert große Thaler schenken. Das ist der Ring unter Brüdern werth.“ Der Herr Pfarrer war über diese Großmuth so erstaunt, als vorhin ich, da mir der Herr Pfarrer das Geld vorzählte. Allein der edle Herr Rittmeister sagte bloß: „Wenn man etwas Gutes anfängt, so muß man es vollenden. Johannes kann dereinst seinen Vater,

und auch seine Schwester, wenn diese keine andere Versorgung finden sollte, in sein Haus aufnehmen. So ist für alle Drei gesorgt."

Der Herr Rittmeister hatte noch weiter gesagt: „Der Ring da war auch die Veranlassung, daß wir, ich und mein Schwager, den Herrn Vikar zu Wiesenthal kennen und schätzen lernten; und mein Schwager, der Herr von Tannenberg, wird ihn zu Ihrem Nachfolger ernennen."

Der Herr Pfarrer dahier nahm den Ring aus dem zierlichen Futterale hervor, steckte ihn an den Finger und sprach gerührt und mit Thränen in den Augen: „Ich werde den Ring zum Preise der göttlichen Vorsehung tragen; er wird mich stets daran erinnern, wie der gütige Gott sich oft kleiner Mittel bedient, vielen Menschen große Wohlthaten zu erweisen."

Verehrungswürdiger Herr Vikar! Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie herzlich es nicht nur mich, meinen Vater und meine Schwester, sondern viele, ja alle Menschen dahier freuen wird, in Ihnen unsern würdigen Seelsorger zu verehren. Mit der aufrichtigsten Verehrung und Liebe

Euer Hochwürden

Tannenberg, den 17. Mai 1817.

ewig dankbarer
Johannes Müller.

Das Marienbild.

1.

Der kleine August.

Die arme Fischerin Theodore lebte in einer einsamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor Kurzem in der schönsten Blüthe seines Lebens gestorben. Ihr einziger Trost in ihrem frühen Wittwenstande war ihr einziges Kind, ein holder, schöner Knabe von etwa fünf Jahren, der August hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen, war ihre größte Angelegenheit; ihm die väterliche Hütte mit dem Fischerrechte zu erhalten ihre beständige Sorge. Den Fischfang hatte sie für jetzt freilich aufgeben müssen, und die Fischergeräthe ihres seligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und sein Fischerkahn, der umgestürzt neben der Hütte ruhte, waren ihr ein schmerzlicher Anblick. Indeß verdiente sie immer Einiges mit Netzstricken, worin sie sehr geschickt

war, und oft um Mitternacht, wann der kleine August längst schlief, arbeitete sie noch unermüdet für ihn.

Der Kleine hatte aber auch keinen anderen Sinn und Gedanken, als seiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bei jeder Gelegenheit, die sie an ihren seligen Mann erinnerte, und August war immer darauf bedacht, sie, so viel er in seiner kindlichen Einfalt vermochte, zu trösten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes kam ihr Bruder, ein Fischer aus dem nächsten Dorfe, in die Stube, und brachte ihr einen Fisch zum Geschenke. Theodore betrachtete den schönen Spiegelkarpfen, und fing an zu weinen. „Ach," sagte sie, „ich hätte nicht gedacht, daß noch einmal ein so schöner Fisch in meine Hütte kommen sollte!" Da sprach der kleine August: „Weine nicht, Mutter; wenn ich einmal groß bin, fange ich dir Fische genug." Die trauernde Mutter lächelte wieder, und sagte: „Ja, August, ich hoffe, du sollst einmal der Trost meines Alters seyn. Werde ein so guter, rechtschaffener Mann, wie dein Vater, und ich werde dann die glücklichste Mutter seyn."

Einmal an einem schönen Herbsttage strickte Theodore vom frühen Morgen an sehr emsig an einem großen Netze, mit dem sie heute fertig zu werden dachte. August sammelte indessen im Walde umher Buchnüsse, aus denen die Mutter wollte

Oel pressen lassen, um in den langen Winternächten bei ihrer Netzstrickerei ein wohlfeiles Oellicht zu haben. Der kleine August freute sich allemal herzlich, wenn er sein kleines, länglicht tiefes Armkörblein, aufgehäuft voll Buchfrüchte, wieder der Mutter bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann allemal, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern und ihn früh zu einem arbeitsamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag, und der Kleine war hungerig und müde. Endlich läutete man in dem nächsten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Essen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüssel voll Milch mit eingebrocktem Brode, unter den schönen Buchbaum herausgebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freien, grünen Platze des Waldes stand.

Nachdem Milch und Brod verzehrt und die Schüssel leer war, sagte die Mutter zu August: „Nun leg dich hier in den Schatten des Baumes nieder und schlafe ein wenig. Ich gehe indeß an meine Arbeit, und komme dann zu rechter Zeit schon wieder, dich zu wecken.“ „So, schlaf wohl!“ rief sie, indem sie noch einmal umblickte, und dann mit dem leeren Geschirre in die Hütte ging. Sie sah über eine Weile wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Rasen eingeschlafen; sein lockiges Köpfchen ruhte auf dem einen Arme und mit dem

andern umschlang er das niedliche Körblein. Er lächelte im Schlafe, und sein Angesicht und die rothe Wange war von dem wankenden Buchlaube lieblich beschattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Netze, und strickte eilig fort, bis es vollends fertig war. Ueber der Arbeit verflossen ihr ein Paar Stunden wie ein Paar Augenblicke. Sie wollte nun den kleinen August wecken; allein sie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. „Das fleißige Kind ist mit seinem Körblein schon wieder bei der Arbeit!“ sagte sie freudig. Ach, sie ahnete nicht, was für ein Jammer auf sie warte! Sie ging wieder und breitete das Netz auf dem grünen Rasen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubessern. So verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit seinem Körblein noch immer nicht kam, wurde sie um ihn besorgt. Sie suchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war; allein nirgends fand sie ihn. Sie rief wohl hundertmal: „August! August!“ Allein sie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun sehr bange; sie fühlte eine wahre Todesangst. „Sollte er,“ sprach sie, „meiner Warnung, die ich ihm so oft, so ernstlich wiederholte, vergessen und sich an das Wasser gewagt haben!“ Sie zitterte schon bei dem Gedanken, und lief an den Fluß. Auch da ward sie nichts von

ihm gewahr. Nun eilte sie weinend und wehklagend in das Dorf. Eine Menge Leute versammelte sich um die jammernde Mutter. Alle hatten Mitleid mit ihr; besonders ihr Bruder. Kein Mensch aber wußte etwas von dem Kinde. Indeß beschloß die ganze Schaar einmüthig, das Kind zu suchen. Einige begaben sich in den Wald, Andere in die umliegende Gegend, wieder Andere an den Fluß, den Knaben aufzusuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

„Wenn er in der Donau ertrunken ist," sagte einer der Fischer aus dem Dorfe, „so finden wir die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Wassers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum steht, wirft es ihn sicher wieder aus."

Die Mutter schauderte über diese Rede zusammen, kehrte trostlos in ihre Hütte zurück, und durchwachte und durchweinte da einsam die Nacht. Sobald sich die Morgenhelle zeigte, eilte sie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja, mehrere Tage, mehrere Wochen ging sie alle Morgen und Abende mit erschrockenem Herzen dahin, und wanderte jammernd am Strome bald aufwärts, bald abwärts. Die Fischer, die in der Morgendämmerung auf dem Flusse an ihr

Tagwerk fuhren, oder am späten Abende davon zurück kehrten, sahen sie oft so wandeln und die Hände mehrmals zum Himmel erheben, und wurden alle herzlich betrübt.

So verging eine geraume Zeit. Die Leiche kam nicht zum Vorschein; die Mutter sah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unaussprechlich betrübt. „In so kurzer Zeit,“ sprach sie, „meinen so guten Mann und mein so liebes Kind zu verlieren — ach, das ist zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es so geschehen lassen, ich müßte verzweifeln.“ Sie machte sich oft selbst die bittersten Vorwürfe. „Ich hätte besser auf das Kind Acht geben sollen!“ rief sie weinend und die Hände ringend. „O ihr Mütter,“ sagte sie zu den Weibern des Dorfes, die sie trösten wollten, „spiegelt euch an mir, und seyd vorsichtiger!“

Die arme Theodore sah vor Kummer nach und nach so blaß aus, wie eine Leiche, und schwand dahin, wie ein Schatten. Als sie in ihrer schwarzen Kleidung, die sie noch ihres verstorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach Verlust des Kindes, am Sonntage in die Kirche kam, sagten die Leute zu einander: „Die arme Dore! Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab!“

Der Pfarrer des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, der an den Schicksalen seiner Pfarrkinder den herzlichsten Antheil nahm, hatte sie schon einige Male in ihrer Hütte besucht, und sie getröstet. Allein als er sie dieses Mal in der Kirche sah, war ihm ihr blasses, tiefbetrübtes Angesicht recht aufgefallen. Er ließ sie nach dem Gottesdienste rufen. Als sie in das Zimmer trat, saß der gute Greis, seine schneeweißen Haare mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt, an seinem Pulte und schrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte sie freundlich und sagte: „Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig.“ Theodore betrachtete indeß ein kleines Gemälde, das in einem runden, schön vergoldeten Rämchen an der Wand hing. Sie wurde davon sehr gerührt, und die Thränen flossen ihr über die Wangen.

„Nun,“ sprach der Pfarrer, indem er die Feder ausspritzte und aufstand, „gefällt Euch das Bild?“ „Ach ja,“ sagte Theodore; „es ist sehr anmuthig. Mir kommt das Weinen, indem ich es ansehe.“

„Wißt Ihr auch, wen es vorstellt?“ fragte der Pfarrer weiter. „O ja wohl,“ sagte Theodore, „es ist ein Muttergottesbild. Ich habe die schmerzvolle Mutter, wie sie den Tod ihres lieben Sohnes beweint, noch nie so schön gemalt gesehen.“

„Nun,“ sprach der Pfarrer, „eben sie ist das

schönste und das trostreichste Beispiel für Euch. Betrachtet deßhalb dieses ihr Bildniß nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Brust ist ein Sinnbild des tiefsten Schmerzens, der ihr bei dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weissagung, gleichsam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die sie, so wie die fest zusammen gepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte.

Gute Theodore!" fuhr er fort, „Ihr habt viel verloren — Euren Mann und Euer Kind! Ein zweischneidiges Schwert hat auch Euer Herz durchbohrt. Allein blickt, wie Maria, zum Himmel auf! Ergebt Euch in Gottes Willen! Vertraut auf Ihn! Betet um Trost, um Kraft von Oben. Ihr wißt ja, Maria stand, im Vertrauen auf Gott und von Gottes Gnade gestärkt, aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem sie bei der Freudenbotschaft des Engels sprach: „Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach Seinem Willen!" — erfüllte auch in den Stunden des Leidens, in ihrer tiefsten Trauer, ihr Herz und ließ sie nicht sinken. Nur der Glaube, daß

Gott Alles recht mache, daß gerade dies, was Er geschehen läßt, das Allerbeste sey, kann auch Euch aufrecht halten, daß Ihr dem Schmerzen nicht unterliegt. Vergeßt daher das schöne große Ziel aller unsrer Leiden nicht. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Durch Leiden wird die Tugend vollendet; bald vorüber gehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbst Christus mußte durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen; auf diesem Wege folgte Ihm Maria — und auch für uns gibt es keinen andern Weg zum Himmel."

Theodore hörte ihm sehr gerührt zu, und fand an dem schönen Bilde ein großes Wohlgefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. „Ich will dem Beispiele der schmerzvollen Mutter folgen," sagte sie; „ich will zum Himmel aufblicken — beten — glauben — und von Herzen sagen wie sie: „Herr, dein Wille geschehe!""

„Gut," sagte der Pfarrer; „das ist recht, das freut mich!" Dem edlen Manne war nichts zu kostbar, eine trauernde Seele zu trösten. Er nahm das schöne Bildniß von der Wand, gab es der armen Fischerin und sprach: „Damit Ihr Euren schönen Vorsatz nicht vergesset und ihn halten möget, so nehmt das Bild mit nach Hause. Ich schenke es Euch. Wenn Euch das Herz wieder zu

bluten anfängt und Ihr darinnen gleichsam das zweischneidige Schwert fühlet, so werft einen Blick auf das Bild — erneuert Euren Vorsatz — und die Wunde wird mit Gottes Hülfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann Eurer auch eine herrliche Krone."

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um vieles milder. Nur wann sie an dem Baume vorbei kam, unter dem sie ihren August das letzte Mal gesehen hatte, ging ihr allemal ein Stich in das Herz. Da kam ihr denn einmal der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumstamm zu schneiden, und das schöne Bild hinein zu setzen. „Der Baum," sagte sie, „macht mich immer aufs neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Trost finden. — Ach," seufzte sie, „andere Mütter setzen ihren verstorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmal; der Baum mag dann das Denkmal meines lieben Augusts seyn."

Sie sagte dem guten, alten Pfarrer von ihrem Einfalle, und er hatte nichts dagegen. „Da Euch das Trost bringt," sagte er, „so thut es immerhin." Sie schnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa so groß wie eine Fensterscheibe, in den Baumstamm, fügte das Bild hinein — und wann sie nun an dem Baume vorbei kam und ihr das Herz schwer wurde, blickte sie auf das schöne

Bild, und sagte: „Auch ich will eine Dienstmagd des Herrn seyn, wie Maria; auch mir geschehe nach seinem Willen!“ — und ihr ward allemal wieder leichter um das Herz.

2.

Herr Wahl.

Indessen die trauernde Mutter ihren lieben August als todt beweinte, hatte der kleine, wenige Monate mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurück gelegt, war in der großen Kaiserstadt Wien angekommen, lebte da frisch und gesund in einem prächtigen Hause, das einem Pallaste glich, war so schön und zierlich gekleidet, als wäre er von adeliger Geburt, und was noch mehr war, als alles dieses — er wurde auf das sorgfältigste erzogen, und von den besten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet.

Diese wunderbare Veränderung ergab sich auf eine sehr einfache Art. Nachdem August dort unter der Buche erwacht war, und sich die Augen ausgerieben hatte, suchte er sogleich wieder im Walde

nach Buchnüssen, und hatte sein Körblein bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an, und kam zuletzt, auf der Seite gegen den Fluß hin, aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff an dem Ufer. Das Schiff hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reisende zu warten, die mitfahren wollten.

Die Schiffsgesellschaft, die aus mehreren, theils sehr reichen, theils minder wohlhabenden Familien bestand, war an das Land gestiegen. Die Aeltern gingen auf dem schönen grünen Rasen am Ufer auf und ab, sich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder suchten indessen auf einem Kiesplatze am Wasser bunte Steinchen. Die Kinder erblickten den kleinen August, kamen herbei, und guckten, was er in seinem Weidenkörblein habe. Die netten, braunen Buchfrüchte, die sie noch nicht kannten, gefielen ihnen. „Das sind sonderbare Baumfrüchte,“ sagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als August, und zierlich wie ein Fräulein gekleidet. „Solche kleine dreieckige Kastanien habe ich noch nie gesehen.“ „Nein,“ sagte August, der noch nie etwas von Kastanien gehört hatte, „das sind keine so seltsamen Dinger, wie du meinest; das sind Büchelein, und man kann sie essen.“ Er theilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entstand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beisammen zu

finden, machte dem guten August die größte Freude. Dieses Glück war ihm gar noch nie begegnet; denn nur selten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu sehen bekommen. Er gesellte sich zu den Kindern, und sie theilten mit ihm, was sie eben hatten, Birnen und Pflaumen.

August war nun sehr begierig, das Schiff näher zu besehen. Es war das erste große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das schwimmende Haus darauf, größer als seine Hütte, kam ihm sehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezirte Zimmer, das für die vornehmere Reisegesellschaft bestimmt war. „Ei," rief August erstaunt, „in diesem Hause ist eine schönere Stube, als bei mir daheim." Antonie und seine übrigen neuen Gespielen zeigten ihm nun ihre Spielsachen. August war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt, und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indessen stieß das Schiff, ohne daß August in der Schiffsstube etwas davon merkte, vom Lande, und schwamm majestätisch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte dem Knaben eine sonderliche Acht gegeben. Die Reisenden, die sich schon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erst neu angekommen waren; die Neuangekommenen aber meinten, er ge-

höre zur frühern Reisegesellschaft. Erst gegen Abend, als August anfing laut zu weinen und zu seiner Mutter verlangte, bemerkten die Leute, daß sich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erstaunten nicht wenig, und es entstand kein geringer Lärm auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; andere lachten über den ungebetenen, kleinen Reisegesellschafter; die Schiffsknechte aber zankten und drohten, den Knaben in das Wasser zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbei, und nahm den Knaben in das Verhör. „Sag' einmal, Kleiner," fing der ernste, dicke Mann an, „aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe bist du?" „Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe!" sagte August. „Das ist seltsam," sprach der Schiffer, „irgendwo wirst du doch zu Hause seyn." „Mein Haus," antwortete August, „steht im Walde, nicht weit vom Dorfe." „Nun gut," sprach der Schiffer, „wie heißt aber das Dorf?" „Ha," sagte August, „wie sollte es denn sonst heißen, als Dorf? Meine Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, sagte sie, oder morgen geh' ich mit dir in das Dorf und kaufe Brod." „Wie heißen denn deine Aeltern?" fragte der Schiffer verdrüßlich. „Mein Vater," antwortete August, „ist schon gestorben, und meine Mutter heißt man die Fischersdore." „Also, Theodore heißt sie mit dem

Vornamen," sprach der Schiffer; „wie heißt sie aber mit dem Zunamen?" „Sie hat keinen andern Namen, als Dore," sagte der Kleine; „sie hat auch oft gesagt, man dürfe den Leuten keine andere Namen geben; denn das seyen Spitznamen." Der Schiffer sah wohl, von dem unerfahrnen Kinde, das noch nicht einmal einen Begriff von einem Zunamen hatte, sey wenig Auskunft zu erhalten. Er wurde sehr unwillig und rief: „Ich wollte, der Kukuk hätte dich wo anders hingeführt, als auf mein Schiff." Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen standen, antwortete ganz treuherzig und ohne alles Arg: „Der Kukuk hat mich nicht hieher geführt. Ich habe ihn gar noch nie gesehen; aber im Frühlinge habe ich ihn öfters gehört."

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte, waldige Gegend, und weit und breit sah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits unterging, erblickte man endlich einen fernen Kirchthurm. „In jenes Dorf," sprach der Schiffer, „will ich das Kind bringen, damit man es der Mutter zurückstelle. Auch wir wollen, weil wir heute doch nicht mehr weit fahren können, dort übernachten." Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieses nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere

Kisten voll Geld und Kostbarkeiten mit sich führte und sich, so wie die übrigen Leute auf dem Schiffe, vor dem Feinde flüchtete; denn damals wurde Deutschland eben von dem dreißigjährigen Kriege verheert.

„Ich wünsche zwar herzlich," sprach Herr Wahl, „daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte. Allein in diesem Augenblicke kann dieses nun einmal nicht seyn! Der Feind ist im Anzuge und nähert sich dem Donaustrom; ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr aussetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen, und alles das Unsrige zu verlieren. Fahrt in Gottes Namen weiter."

Herr Wahl, der sehr in Sorgen war, bestand sogar darauf, die Schiffer sollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Sie sagten, das sey gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffsknechten viel Geld versprach, so willigten sie endlich ein, und fuhren bei dem hellen, klaren Mondscheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbei, das nahe am Flusse lag. Der Schiffer ersuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, sich in jener Gegend, aus der es

her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desselben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben, und so an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Allein die Bauern sagten: „Wer weiß, wem der Knabe gehört? Es könnte leicht geschehen, daß wir ihn nicht mehr los würden und ihn aufziehen müßten. Wir haben bei diesen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Last aufbürden."

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf, zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt und sehr groß und ansehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarrer gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einem Mal rief Herr Wahl: „Horcht! — Hört ihr den Donner der Kanonen? Der Feind ist uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts! Vorwärts mit dem Schiffe!" Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben, und widersprach dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entstanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, sanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie sagte mit der ihr ganz eigenen Freundlichkeit leise zu ihrem Manne: „Wir wollen den schönen, holden Knaben annehmen; so thun wir ein gutes Werk und aller Streit hat ein Ende." Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Wahl sehr wohl, und

er rief sogleich laut: „Fahrt zu! Ich nehme das Kind an, und werde weiter für dasselbe sorgen!“ Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und Alle auf dem Schiffe lobten den edelmüthigen Entschluß des Herrn Wahl.

Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte sich hier ein schönes, großes Haus, und setzte seine Handelsgeschäfte fort. Er ließ seine einzige Tochter Antonie von sehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und August durfte an den Lehrstunden Theil nehmen. Der Kleine, so unwissend er noch war, zeigte einen ganz ungemeinen Verstand, und machte im Lernen in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß Jedermann darüber erstaunte. Dabei war er so bescheiden und folgsam, so gefällig und freundlich, so von Herzen fromm, daß Herr Wahl und seine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim seine Mutter zuerst in seinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß August große Lust zur Handlung zeige. Er verschaffte ihm Gelegenheit, sich alle einem Kaufmanne nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, und nahm ihn dann zu sich auf sein Arbeitszimmer. August leistete hier bald die trefflichsten Dienste, und ehe er noch das zwanzigste Jahr erreichte, war er schon im

Stande, die wichtigsten Aufträge seines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte seine Geschäfte immer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee, und gewann, wiewohl er sich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch sehr große Summen. Er sah es wohl ein, wie viel er der Geschicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Redlichkeit seines Pflegesohnes zu danken habe, und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indeß zur liebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; sie war an Geist und Herzen ohne Tadel, und ein rechtes Bild der Unschuld und Schönheit. Herr Wahl gab sie dem edlen August zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiser den Herrn Wahl und dessen Schwiegersohn August, da Beide ihm gleich große Dienste geleistet hatten, in den Adelstand.

Augusts Schwiegerältern konnten sich des langersehnten Friedens nur wenige Jahre erfreuen. Sie wurden von August und Antonie gleich innig geliebt und bis an ihr Ende aufs zärtlichste verpflegt. Sie starben bald nach einander mit dem Troste, diese ihre geliebten Kinder in jenen seligen Wohnungen, wo ewiger Friede herrscht, wieder zu sehen.

August, nunmehr Herr von Wahlheim, gab seine Handelsgeschäfte auf, und beschloß in Bayern oder

Schwaben sich einen der Edelsitze zu kaufen, die durch den Krieg verwüstet worden, und zu wohlfeilen Preisen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere angetragen. Er machte eine Reise dahin, nahm sie in Augenschein, und wählte das schöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz besonders gefallen hatte. Er traf sogleich Anstalt, damit das schöne, aber sehr vergangene Schloß bald wieder hergestellt wurde, und reiste dann zurück nach Wien, seine Frau und seine zwei Kinder abzuholen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahls auf ihrem neuen Landsitze ankam, und überall noch die Spuren des Elends erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde sie sehr betrübt. Denn mehrere Häuser des Dorfes waren Schutthaufen, andere drohten den Einsturz, und ganze Strecken von Aeckern lagen unangebaut. „Ach, die armen, armen Leute,“ sagte Antonie mit Thränen in den Augen; „wir müssen ihnen helfen!“ August freute sich, daß seine Gemahlin eben so gesinnt war, wie er, und verwendete einen großen Theil seines Reichthums dazu, seinen Unterthanen in ihrer großen Armuth zu Hülfe zu kommen. Er gab Bauholz her und streckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein, und theilte es unentgeltlich aus. August und Antonie sahen ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häusern und reichen Kornfeldern umgeben. Die Bauern konn-

ten ihren neuen Gutsherrn nicht genug preisen, und kamen, ihm zu danken. Er aber sagte: „Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht, und mich in Allem wunderbar gesegnet. Es wäre Undank, wenn ich von diesem Segen Andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu Eurem Glücke beitragen zu können. Es gibt kein größeres Glück, als Andere glücklich zu machen.

3.

Die wunderbare Entdeckung.

Während August von Wahlheim ein reicher vornehmer Herr geworden war, hatte seine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schicksal erfahren, und ein sehr armes, jedoch bei ihrer Ergebenheit in Gottes Willen sehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem sie den kleinen August dort im Walde verloren hatte, zog sich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo sie wohnte, und feindliche Soldaten besetzten mit einem Male den Wald. Theodore verließ ihre einsame Hütte, und flüchtete in das Dorf zu ihrem Bruder, dem Besitzer des

väterlichen Hauses. Allein auch hier war für sie kein Bleiben. Das Dorf wurde während eines Treffens beinahe ganz in die Asche gelegt, und die meisten Einwohner zerstreuten sich. Auch Theodorens väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder suchte irgendwo als Fischerknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schwester, die wohl zehn Stunden weit entfernt war. Die Schwester nahm sie sehr freundlich auf; sie hatte viele Kinder, und Theodore half ihr dieselben erziehen. Beide Schwestern lebten zusammen in Frieden und Eintracht, und erleichterten einander das Leiden, das der Krieg über beide gebracht hatte. Nach vielen Jahren erhielten sie aus ihrer Heimath einen Brief von dem Bruder. Er schrieb ihnen, daß seine Hausfrau gestorben sey, daß seine zwei Töchter während des Krieges sich auswärts verheirathet hätten, und daß Theodore zu ihm kommen und ihm das Hauswesen führen möchte. Theodore kehrte daher wieder zurück in ihre Heimath.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, so begab sie sich in den Wald, und suchte den Buchbaum mit dem schönen Bilde auf, das sie bei ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber Himmel, wie war da Alles verändert! Der Weg, der einst zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Grase und

dichten Gesträuchen bedeckt. Wo ehemals nur niedriges Gesträuch aufwuchs, erhoben sich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Aesten; viele alte, große Bäume hingegen, die Theodore ehemals wohl gekannt hatte, waren verschwunden. Von ihrer armen hölzernen Hütte war schon lange keine Spur mehr zu sehen; sogar den Platz, auf dem sie ehemals gestanden, wußte sie nicht mehr sicher zu finden. Alles umher war ein dichter, fast undurchdringlicher Wald. Theodore bemühte sich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem sie ehemals so viel geweint hatte. Sie drang durch Dornen und Dickicht, und betrachtete jeden Buchbaum genau. „Wenn ich das schöne Bild auch nicht mehr finde," dachte sie, „so muß die leere Oeffnung mir doch den Baum kenntlich machen, an dem sich ehemals das Bild befand."

„Macht Euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter," sagte ein alter Mann, der im Walde dürres Reisholz sammelte. „Ich denke, der Baum steht schon lange nicht mehr. Wie es uns bei unsrer Zurückkunft in das Dorf ging, so geht es uns auch hier im Walde. Menschen, die wir als Kinder zurückließen, sind erwachsen; die damals erwachsen waren, sind nun alte Leute; und die alten Leute jener Zeit liegen bereits alle im Grab. Der junge Nachwuchs verdrängt die alten Bäume. Alles

in der Welt geht schnell vorüber — Menschen noch schneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Stätte, und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet ist, wo wir auf ewig zu bleiben haben.“ Der abgelebte Greis ging weiter, und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Wahlheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald, so wie das Dorf, worin Theodore jetzt lebte, gehörten zu der Herrschaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in den Wald, den Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszutheilen. Da die Waldungen sehr verwildert waren, und mancher überständige Baum darin stand, so wollte er bei der Vertheilung selbst zugegen seyn, damit das Holz mit Nutzen geschlagen würde. Auch wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige seinen Antheil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin bestellt, und schenkte bald diesem, bald jenem einen Baum. Theodore war anstatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Wahlheim die Bäume vertheilte, traf der Baum, an dem er jetzt stand, ihren Bruder. Sie trat näher und sagte, der gnädige Herr wolle verzeihen, daß ihr Bruder nicht selbst komme; er sey krank und könne das Bett nicht verlassen. Herr von Wahlheim dachte nichts weniger, als daß die alternde,

dürftig gekleidete Frau seine Mutter sey; eben so wenig fiel ihr es ein, der gnädige Herr, der schön und blühend wie das Leben, in einem feinen licht-braunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger, vor ihr stand, sey ihr Sohn. Er hatte, ohne sie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr, und schenkte ihr den Baum.

Der Förster machte Einwendungen. „Für die große, schöne Buche ist es Schade," sagte er. „Espen und Birken sind für die armen Leute gut genug. Das Buchenholz sollte für die gnädige Herrschaft und die herrschaftlichen Diener aufgespart werden." Der Herr von Wahlheim sah den Förster ernsthaft an, und sprach: „Nicht bloß das Schlechte, was wir verschmähen, müssen wir den Armen geben; auch das Beste sollen wir, besonders zur Zeit der Noth, mit ihnen theilen. Der Baum gehört hiemit der Schwester des kranken Mannes, und überdies noch soll der Baum auf meine Kosten gefällt, das Holz zu Klaftern gemacht, und den armen Geschwistern vor die Thüre geführt werden. Legt nur sogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz spaltet."

Er eilte weiter, ihr den Dank zu ersparen. Theodore sah ihm mit Thränen in den Augen nach und sagte: „Gott segne den guten Herrn!" und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die sich in diesem Walde vor etlichen und zwanzig Jahren das letzte Mal gesehen hatten und sich in diesem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wiedersahen, wohl auf's neue und vielleicht auf immer von einander getrennt worden — wenn es Gottes heilige Vorsehung nicht schöner und besser gefügt hätte.

Zwei Holzhauer legten unverzüglich die Axt an den Baum. Er stürzte mit großem Gekrache zu Boden — und die Männer schrien erstaunt auf: „Ein Wunder! Ein wahres Wunder!“ Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war, im Fallen zerbrochen; ein Stück von der Rinde war losgesprungen, und die Männer erblickten in dem Baumstamm mit Einem Male das Bild, das Theodore so lange vergeblich gesucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen frisch und lebhaft, und die im Feuer vergoldete Einfassung schimmerte im Glanze der Sonne, als wäre das Bild von hellen Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer und wußten nichts von der alten Geschichte des Bildes. „Das übersteigt unsern Verstand,“ sagten sie zu einander, „wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hineingekommen seyn mag. Man sah doch außen an dem Baume keine Oeffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen, wie

die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes; es ist ein offenbares Wunder."

Auf den Lärmen, den die Männer machten, kam Herr von Wahlheim herbei, der kaum zwei hundert Schritte davon noch mit Musterung der Bäume und Austheilung des Holzes beschäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand und betrachtete es. „Wirklich," sprach er, „es ist sehr schön; ich möchte fast sagen, ein Meisterstück! Das blasse wehmüthige Angesicht und der rührende Blick zum Himmel sind unvergleichlich schön, auch das sanftrothe Gewand und der Faltenwurf des dunkelblauen Mantels sind vortrefflich gemalt. Indeß ist es leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum kam. Irgend ein frommer Mensch schnitt eine Vertiefung in den Stamm, und that es hinein. Die Rinde ist dann nach und nach, wie es bei diesen Bäumen zu geschehen pflegt, wieder darüber hergewachsen, und hat das Bild so in den Baum eingeschlossen."

Allein plötzlich erblaßte Herr von Wahlheim; seine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. „Ja," sagte er, „das ist höchst wunderbar!" Er mußte sich auf den Stock des abgehauenen Baumes niedersetzen, um nicht umzusinken. Denn er hatte das Bild umgewendet und auf der

Rückseite die Worte gelesen: „Im Jahre nach Christi Geburt 1632, den 10. October, sah ich hier unter diesem Baume meinen einzigen Sohn August, seines Alters fünf Jahre drei Monat, das letzte Mal. Gott sey mit ihm, wo er auch sey, und tröste, wie Er einst Maria unter dem Kreuze getröstet hat, mich — die betrübte Mutter, Theodore Sommer."

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: „Dieses verlorne Kind war ich! Name, Jahr und Tag treffen genau zu; dieses Bild kam durch meine Mutter hieher."

Indem er dieses bei sich dachte, eilte seine Mutter herbei. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarin, mit der sie nach Hause gehen wollte, gewartet, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die sich sogleich durch den ganzen Wald verbreitete, mit Erstaunen vernommen. „Ach, gnädiger Herr," rief sie, „das Bild ist mein; ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es steht noch mein Namen darauf; der selige Herr Pfarrer, den ich darum gebeten habe, hat ihn darauf geschrieben. Auf mein Verlangen hat er auch die übrigen Worte beigefügt." „Ach," sagte sie weinend, indem sie den umgestürzten Baum betrachtete, „so ist also dieses die Buche, unter der mein August das letzte

Mal noch so süß und sanft geschlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, seit ich von meiner Flucht zurück kam, an dem Baume vorbei, ohne ihn wieder zu erkennen! Der Stamm des Baumes ist noch einmal so dick geworden. — O mein August, so sehe ich doch den Platz noch einmal, wo dich meine Augen zum letzten Male erblickten! Ach dich — dich — sehe ich doch in diesem Leben nicht mehr! Mir ist es, als stünde ich an deinem Grabe!" Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Wahlheim, den schon der Namen seiner Mutter auf dem Bilde sehr erschüttert hatte, kam fast außer sich, in der armen Frau seine Mutter nun selbst zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte schon aufspringen und sie mit dem Ausruf: „Mutter!" in seine Arme schließen. Allein er faßte sich noch; es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte seine Mutter tödten. Er nahm sie freundlich bei der Hand, trocknete ihr mit seinem weißen Taschentuche die Thränen ab, sprach ihr Trost ein, und brachte ihr nach und nach bei, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, sie werde ihn sicher wieder sehen. Nach diesen und ähnlichen Vorbereitungen sprach er endlich das Wort aus: „Ich bin Euer verlorner August!" Die Mutter sank ihm mit dem einzigen Rufe: „Du!"

an die Brust und konnte vor Entzücken kein Wort weiter sprechen. Beide hielten sich lange stillschweigend umarmt. Alle Umstehenden weinten und schluchzten.

„Liebste Mutter,“ sagte Herr von Wahlheim endlich, „Gott hat Euren Wunsch für mich, den Ihr auf das Bild schreiben ließet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war und hat mich in Allem reichlich gesegnet. Er hat aber auch den Wunsch, den Ihr für Euch selbst thatet, eben so treulich in Erfüllung gebracht. Er hat Euch getröstet, wie Er Maria tröstete, hat Euren Sohn Euch gleichsam von den Todten wieder gegeben, und ihn Euch in diesem Leben noch lebend vor Augen gestellt. Er hat uns unter diesem Baume von einander getrennt, und an eben der Stelle uns wieder zusammen geführt. Er hat das Bild in dem Baume sicher und treulich aufbewahrt, und es im rechten Augenblicke wieder zum Vorschein kommen lassen, damit wir uns unbezweifelt wieder erkennen möchten. Er hat sich auch an uns als Denjenigen geoffenbaret, der alle Dinge zu unserm Besten leitet.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „das hat Er, der liebe, gute Gott! Er hat dich mir genommen, weil ich dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte! Er hat dich mir wieder gegeben,

um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröstender und hülfreicher Engel zu seyn. Alles, was Er thut, ist Weisheit und Liebe. Sein Namen sey gepriesen.“ Alle Umstehende stimmten mit ein und lobten Gott laut.

Herr von Wahlheim befahl nun dem Förster, er solle dem Bruder der Theodore sagen, sie werde erst morgen nach Hause kommen und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore ersuchte ihre Nachbarin, den kranken Bruder indessen gut zu verpflegen. Hierauf ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche kommen, half seiner Mutter einsteigen, setzte sich neben sie und fuhr mit ihr zurück auf sein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, in ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erscheinen. Allein Antonie war zu edel, auf so etwas zu sehen. Sie ging mit offenen Armen auf sie zu, begrüßte sie auf das freundlichste, und schätzte sich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdies noch ihre zwei Enkel, Ferdinand und Marie, vorgestellt wurden, beide hold und schön, und fromm und gut wie die Engel, so verging sie fast vor Freude und Entzücken. „Unaussprechlich,“ sagte sie, „war ehemals meine Traurigkeit; aber meine Freude ist jetzt doch noch viel größer. Ich

kann nichts als weinen — anbeten — und Gott danken. Guter Gott, da Du schon auf dieser Welt die Leiden so in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erst bei Dir im Himmel seyn! Ja dort wartet gewiß eine überschwängliche Seligkeit auf uns.“

Am folgenden Morgen ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche anspannen, und besuchte mit seiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore blieb bei ihrem Bruder, bis er wieder gesund war, und zog dann auf immer in das Schloß. Denn August und Antonie wollten sie durchaus bei sich haben. Für Theodorens Bruder, so wie für deren Schwester, wurde indessen auf das liebreichste gesorgt. Herr von Wahlheim und seine Gemahlin waren zu vernünftig und zu gut, als daß sie ihrer armen Verwandten sich hätten schämen sollen. Vielmehr luden sie einmal alle, Aeltern, Kinder und Enkel, auf Einem Tag ein, und gaben ihnen ein Freudenfest, bei dem Mutter Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirthet wurden, entzückt und fast immer standen ihnen die Freudenthränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bei dieser Gelegenheit nach den Umständen eines jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs un-

überlegter Güte, einem jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichem Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemälde hatte Herr von Wahlheim an der schicklichsten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es soll uns," sagte er, „eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott seyn. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bei allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden trösten — als ein frommer Blick zum Himmel?"

Inhalt.

Christoph v. Schmid's,

des Verfassers der Ostereier &c.

Lebensgeschichte!

Um Christoph v. Schmid's Schriften ganz und vollständig zu besitzen, und den edlen, geistvollen und frommen Mann recht kennen und verstehen zu lernen, dazu ist seine Lebensbeschreibung das nothwendigste und unentbehrlichste Erforderniß und der Schlußstein zu allen seinen Werken. Christoph v. Schmid hat seine Lebensgeschichte selbst begonnen unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bändchen.

Dieselbe wurde von seinem geistreichen Neffen Albert Werfer in einem dritten Bändchen fortgesetzt und soeben mit dem vierten Bändchen, das auch die letzten Lebenstage und das Hinscheiden des liebevollen Kinderfreundes enthält, beendigt. Sie umfaßt 58 Druckbogen in Oktavformat, mit 4 schönen Stahlstichen und dem Facsimile von Christoph v. Schmid's Handschrift. Preis 4 fl. oder 2 Thlr. 20 sgr.

Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers der Ostereier sind erst jüngst erschienen:

Drei nachgelassene Erzählungen von Christoph v. Schmid, Verfasser der Ostereier. Herausgegeben von **Albert Werfer.** — Die Blumenfreunde. — Die Aehrenleserin. — Gottlieb Reinhold. Oktavformat, mit einem schönen Stahlstich. Preis 30 kr. oder 10 sgr.

Diese drei liebliche Erzählungen sind die erste Gabe aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers der Ostereier, die uns der von seinem seligen Onkel Christoph von Schmid zur Herausgabe seines literarischen Nachlasses selbst bestellte Neffe, Herr Albert Werfer, bietet. Ein niedliches Oktavbändchen geschmackvoll ausgestattet mit einem ausgezeichnet schönen Stahlstich, das sich sowohl zu einem Preisbuche wie zu jedem erfreuenden Festgeschenke vorzüglich eignet.

Durch alle Buchhandlungen auf Bestellung zu haben.

Christoph v. Schmid hat auch nachstehende Schriften im Drucke herausgegeben und sind dieselben durch alle Buchhandlungen auf Bestellung zu beziehen:

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen für die heilige Fastenzeit. Zweite, vermehrte Auflage. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 24 kr. oder 7½ sgr.

Die Leidensgeschichte Jesu. Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des Todes Jesu. Oktavformat, mit einem Stahlstich. Preis 30 kr. oder 10 sgr.

Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland. (Die Apostel Deutschlands.) 3 Bändchen in einem Oktavband in Umschlag broschirt mit 3 Stahlstichen. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes für Aeltern und Kinder. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände in Oktavformat mit 6 Stahlstichen. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 15 sgr.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. Lebensbeschreibungen heiliger Frauen und Jungfrauen. Oktavformat, mit einem Stahlstich. Preis 36 kr. oder 12 sgr.

Blumen der Wüste. Züge aus dem Leben der ersten christlichen Einsiedler. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 27 kr. oder 9 sgr.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen. Oktavformat. Dritte Auflage. Preis 15 kr. oder 5 sgr.

Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 27 kr. oder 9 sgr.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 15 kr. od. 5 sgr.

Vier Primizpredigten und eine Trauerrede. Oktavformat. Preis 30 kr. oder 10 sgr.
